

Berliner Volksblatt.

Organ für die Interessen der Arbeiter.

Das „Berliner Volksblatt“ erscheint täglich Morgens außer nach Sonn- und Festtagen. Abonnementpreis für Berlin wöchentlich 25 Pf. Einzelne Nummern 5 Pf. Postabonnement pro Quartal 3 Mark. (Eingetragen im VIII. Nachtrage der Postzeitungspreislifte unter Nr. 719a.)

Insertionsgebühren
 beträgt für die 3gespaltene Beizeile oder deren Raum 40 Pf. Arbeitsmarkt 10 Pf. Bei größeren Aufträgen hoher Rabatt nach Uebereinkunft. Inserate werden bis 4 Uhr Nachmittags in der Expedition, Berlin SW., Zimmerstraße 44, sowie von allen Annoncen-Bureaus, ohne Erhöhung des Preises, angenommen.

Redaktion und Expedition Berlin SW., Zimmerstraße 44.

Abonnements-Einladung.

Für den Monat September eröffnen wir ein neues Abonnement auf das

„Berliner Volksblatt.“

Frei ins Haus kostet dasselbe 1 Mark, Bestellungen werden von sämtlichen Zeitungspediteuren, sowie in der Expedition, Zimmerstraße 44, angenommen.

Für Außerhalb nehmen alle Postanstalten Abonnements für den Monat September gegen Zahlung von 1 Mark entgegen.

Den neuen Abonnenten wird der bisher erschienene Theil des fesselnden und interessanten Romans

„Das Kind des Proletariers“

aus der Feder von U. Rosen — soweit der Vorrath reicht — gegen Vorzeigung der Abonnementsquittung in der Expedition Zimmerstraße 44 gratis verabfolgt.

Deutsche und amerikanische Schutzzölle.

Von freihändlerischer Seite hat man gegen die Schutzpolitik, die gerade seit Einführung der Zoll- und Wirthschaftsreform in Deutschland so kolossal zunehmende Auswanderung angeführt.

Dagegen antwortet man nun von schutzzöllnerischer Seite, die meisten Auswanderer gehen nach Nord-Amerika, wo das Schutzollsystem in viel höherem Maße herrscht, als in Deutschland. Die Schutzzölle könnten also nicht an der Auswanderung Schuld sein.

Und darin haben die Schutzzöllner recht. Wenn sie aber weiter folgern, die Vereinigten Staaten sind deshalb so reich, weil sie das Schutzollsystem haben, und wenn Deutschland sein Schutzollsystem erst richtig ausgebildet habe, dann wird es eben so reich sein, wie die Vereinigten Staaten von Nordamerika, so haben die Schutzzöllner unrecht.

Deutschland ist erstens gar nicht reich genug, um so hohe Zölle zu bezahlen, wie Amerika, und zweitens würde die Wirkung eine andere sein.

Die amerikanischen Zölle sind gleich den deutschen wesentlich Finanzzölle — also Steuern. Sie sind meist erst während des Bürgerkrieges und nach demselben auferlegt worden, um die Staatsschuld tilgen zu können.

Die amerikanische Industrie bedarf in ihren Hauptzweigen keines Schutzes gegen das Ausland mehr, sie ist jetzt schon so entwickelt, daß sie die ausländische Industrie auf dem Weltmarkt erfolgreich bekämpfen kann.

Die Wirkung der Zölle, wie überhaupt der Steuern, ist in den verschiedenen Ländern eine verschiedene. Ein Land kann bei einem Zoll- und Steuersystem zu Grunde gehen, während ein anderes Land bei demselben Zoll- und Steuersystem vortrefflich gedeiht. Dies erklärt sich daraus, daß es weit weniger auf die Art der Erhebung, als auf die Verwendung der Steuern ankommt.

Wir sind prinzipielle Gegner der indirekten Steuern, führte aber die deutsche Reichsregierung eine progressive Einkommensteuer, anerkanntermaßen die gerechteste aller Steuern, ein und schaffte alle übrigen Staats- und Gemeindesteuern ab, so würde Deutschland doch nicht gedeihen in Glück und Wohlstand, falls die Steuern wie bisher fast ausschließlich zu unproduktiven Zwecken verwendet würden. Was Deutschland schädigt, sind nicht die Steuern selbst, sondern deren Verwendung. Gäbe das deutsche Reich anstatt 400 Millionen für Militär- und Marinezwecke 1000 Millionen für Zwecke der Volksbildung, der Volkswohlfahrt und für Hebung der Kultur aus, so würde es die Last spielend tragen und einen Aufschwung nehmen in jeder Hinsicht, von dem sich jetzt selbst der größte Optimist nichts träumen läßt.

In Amerika lenkt das Volk selbst seine Geschicke; es hat sich die hohen Finanzzölle aufgelegt, weil es seine Schulden los sein will. Es verwendet die Zölle und Steuern in seinem eigenen Interesse; dieselben kommen nicht einer sogenannten Interessengruppe, sondern der Allgemeinheit zu Gute.

In Deutschland hat das Volk über die Verwendung der Reichsteuern wenig zu bestimmen. In Folge der Machtlosigkeit des Reichstages ist dessen Steuerbewilligungsrecht ein Wort ohne praktische Bedeutung, besonders seit der Zeit, als der Reichstag selbst den Militäretat von sieben zu sieben Jahre im Voraus festgesetzt hat.

Die Herren Schutzzöllner haben also durchaus keinen Grund aus den amerikanischen Steuerverhältnissen die Bestätigung ihrer Theorien zu schöpfen. Sie glauben Wunder, welchen Trumpf auszuspielen, wenn sie uns sagen, Deutschland zahlt weniger Steuern als Amerika.

Die Herren vergessen eben, daß die Vereinigten Staaten von Nordamerika, bei weitem größere Steuerkraft besitzen und daß dieser Reichthum zum großen Theile daher rührt, daß die Steuern lediglich im Interesse von Culturbestrebungen verwendet werden.

Möge man in Deutschland ähnliche Zustände (wir meinen hier nicht die paar Auswüchse in der dortigen Gesellschaft, sondern die ganze Volks- und Staatsentwicklung) wie sie in Amerika herrschen, die durch den deutschen Volkscharakter natürlich vielfach gemildert wür-

den, erst schaffen, dann kann man auf das amerikanische Steuersystem mit einer gewissen Berechtigung hinweisen, dann auch würde das deutsche Volk mit Vergnügen amerikanische Zölle und Steuern bezahlen.

Asterpatriotismus.

Unter dieser Ueberschrift macht die „Hamburger Bürgerzeitung“ folgende beachtenswerthe Betrachtungen:

Es ist eine ganz auffallende Erscheinung, daß der Deutsche, seitdem er im Völkergewühl wieder zu einer politischen Machtstellung gelangt ist, ungemaine Empfindlichkeit an den Tag legt, auch viel schwächeren Völkern oder Staaten gegenüber.

Was haben unsere Zeitungen ein Lamento davon gemacht, als bei dem Nationalfest zu Paris einige politische Oeffnungen eine deutsche Flagge herunter rissen und einen deutschen etwas wunderlichen Doktor durchprügeln! Nachdem schon längst, und zwar freiwillig, die französische Regierung die halb um Entschuldigung gebeten hatte, strotzte ein Theil unserer Presse noch immer von Schmähungen gegen Frankreich.

Und jetzt wieder bei der Verhaftung zweier französischer Oeffiziere bei Koblenz! Dieselben sollten Festungspläne gezeichnet haben im Auftrage des französischen Kriegsministers. Da gingen gleich die „nationalen“ Wogen hoch in der Presse. Dies halb ängstliche, halb empfindliche, halb chauvinistische Geschrei klingt uns noch in den Ohren. — Die französischen Oeffiziere aber wurden sofort wieder entlassen und entpuppten sich als harmlose Spaziergänger.

Was dem französischen Minister wohl an einem Festungsplan von Koblenz gelegen sein wird? Außerdem haben in Koblenz 1870/71 eine größere Anzahl französischer Oeffiziere sich frei bewegen können, welche sicher die Aufnahme, wenn sie gewünscht sein sollte, ausgeführt haben. Die Festungen spielen in den modernen Kriegen keine große Rolle mehr, besonders diejenigen nicht, welche keine Armees, wie Metz und Paris, beherbergen können. Doch das nur nebenbei.

Nachdem die Franzosen nunmehr in Ruhe gelassen und von der deutschen Presse nicht mehr wegen der angeführten Lappalien mit allen möglichen und unmöglichen Schmeicheln belegt werden, wendet diese sich einem andern Objekt zu. Da sind plötzlich die seefahrenden Engländer unsere Todfeinde geworden.

Wenn dies allein aus der Ländergier der Briten gefolgert würde, die unseren Kolonialbestrebungen keinen Raum gewähren wollen, so hätten die Anhänger deutscher überseeischer Kolonien wohl Recht, unmutig zu sein; aber sie brauchen doch nicht sofort mit chauvinistischen Drohungen und Schimpfworten auf den Plan zu treten. In einem einzigen Leitartikel eines konservativen Blattes, der sich gegen England wendet, finden wir folgende Ausdrücke: „englischer Unfug“, „heuchlerischer Vorwand“, das Auftreten Englands gegen uns ist „gehässig und schädig“, „Annäherung der Vereinfacher“, „das prärogative England“, „seine Politik macht den Eindruck der Verachtung“. Nur ein Witz macht das Blatt dann bei

21. Kapitel.

Obgleich Frau Pettigrew auf dem Fitzroy'schen Gute wohnte, war der Mittelpunkt ihres Interesses doch Widdow-Hall. Für die ehemalige, an lange und mühselige Wanderungen gewöhnte Landstreicherin war die Entfernung zwischen den beiden Besitzungen nur eine Kleinigkeit und sie war bald ein häufiger Gast in Widdow-Hall. Wie Tony dem Dr. Wrigley versichert hatte, war das Genie seiner Frau wunderbar vielseitig. Während sie die schmutzigste und großmäuligste aller hausstehenden Nordhändlerinnen gewesen war, erschien sie in Widdow-Hall sanfter und mit sorgfältig geordnetem Haar, in einem tadellos reinen Anzug und einer niedlichen weißen Haube. Sie war kräftig und geschickt und verstand sich in kurzer Zeit durch ihren Dienstestier und ihre Anstellung bei der Haushälterin, der Köchin und der Wäscherin in Widdow-Hall beliebt zu machen, welche ihr die verschiedensten Beschäftigungen übertrugen.

So geschah es, daß unmittelbar nach dem Eintreffen der Nachricht von der Ueberführung der Leiche Lady Widdow's in ihre Heimath, Frau Pettigrew in das Schloß berufen wurde, um zu helfen.

Oden in den Zimmern der Herrschaft drückten die Familienmitglieder ihr Staunen und Bewunderung über das Abhandenkommen des Testaments aus und die seltsamsten Vermuthungen wurden ausgesprochen, aber niemand ahnte, daß unten im Dienstubenzimmer diese Fremde vor Erwartung und Aufregung über denselben Gegenstand zitterte. Kein Auge war schärfer, kein Ohr aufmerksamer, als das Frau Pettigrew's; sie schien allgegenwärtig zu sein und in allen Theilen des Hauses zu gleicher Zeit Arbeit zu finden.

Während des ersten Schweigens, das sich Aller bemächtigt hatte, nachdem Dr. Melodew bemerkt, daß Papier in seiner Hand sei nicht das Testament, reichte er Rupert den Brief.

Die kleine Gesellschaft in dem Empfangssaal trennte sich und Rupert zog sich fast instinktiv auf seinen Platz zurück, der ein Lieblingsitz seiner Adoptivmutter war. Dieser Sitz befand sich in einer Fensterecke, die von dem Bibliothekszimmer durch schwere seidene Vorhänge getrennt war. Hier warf sich Rupert auf ein Sopha und den Brief an seine Lippen drückend, las er ihn wieder und wieder. Er dachte an alles das, was er in dieser großmüthigen Frau verloren hatte, er erinnerte sich ihrer zärtlichen Liebe und Fürsorge für ihn und bereute bitter ihr durch seine kindische Flucht Kummer

Feuilleton.

Das Kind des Proletariers.

Sensationsroman von U. Rosen.

(Fortsetzung)

Arme kleine Milla! Zum ersten Male sprach man von Liebe und Heirath zu ihr, aber es waren rauhe, mißthönende Worte, die sie vernahm. Mrs Barth hatte diesen Gegenstand niemals berührt, aber das Leben ihrer Gönnerin zeigte eine ganz andere Auffassung, als die von ihrem Vater entwickelte. Niemand zweifelte daran, daß Rupert der Erbe seiner Adoptivmutter sei.

„Ich habe vor einigen Jahren das Testament der verstorbenen Lady Widdow aufgesetzt,“ sagte Dr. Melodew zu Lord Widdow.

„Sie hat ihr Vermögen ihrem Adoptivsohn vermacht.“
 „Das vermute ich,“ erwiderte Lord Widdow. „Die Sache ist von keiner Bedeutung, doch wirst dieses Vermächtniß ihres Eigenthums an einen Fremden, außerhalb der Familie stehenden, einen bösen Schein auf sie.“

„Sie setzte einige Legate für ihre Dienerschaft aus, beklümmte ihre Blücher Fräulein Barth, ihr Scorporellan ihrer ältesten Tochter, und das Glasgeschirr ihrer Frau Gemahlin. Ihre Juwelen und Spitzen sollen für Ruperts künftige Gattin aufbewahrt werden. Ich erinnere mich aller Einzelheiten ganz genau. Das Testament befindet sich in meinem Amtszimmer, ich werde es hierher bringen und es nach dem Leichenbegängniß verlesen.“

„Gut,“ sagte Lord Widdow. „Und wer sind die Testamentvollstrecker, die Vormünder und so weiter?“
 „Ich bin zum Testamentvollstrecker, Sie und Fräulein Barth sind zu Vormündern ernannt, mit der Klausel, daß Rupert im Barth'schen Hause leben soll.“

„Um so besser,“ antwortete Lord Widdow grimmig.

Das Leichenbegängniß fand endlich statt. Die Mitglieder der Familie Widdow wurden seit undentlichen Zeiten in der Gruft einer Dorfkirche beigesetzt, die auf dem Grund und Boden der Widdow's stand, aber einige Meilen vom Schlosse entfernt war.

Dorthin trugen sie die Dingeschiedene und legten sie zur Seite ihres Gatten, des ihr so lange im Tode vorausgegangenen Lord Widdow nieder, die übliche Trauerfeierlichkeit wurde abgehalten, dann lehrte man nach dem Schlosse zurück. Ein

Mittagsmahl erwartete die Leidtragenden und Alle schienen einen guten Appetit dazu mitgebracht zu haben, nur Rupert vermochte nicht einen Bissen zu essen. Er saß einsam und unbeachtet an dem unteren Ende der Tafel während die übrige Gesellschaft ihre gute Laune und ihre Heiterkeit vollständig wiedergefunden hatte.

Nach Tische begaben sich die Versammelten in das große Empfangszimmer, wo die Vorlesung des Testaments vor sich geben sollte.

Jedermann kannte dessen Inhalt bereits. Rupert wußte, daß für seine Zukunft gesorgt war, aber das vermochte ihm keinen Trost zu bieten.

Dr. Melodew zog einen großen Briefumschlag aus seiner Tasche.

„Ich habe hier die legitwilligen Verfügungen, das Testament der verstorbenen Lady Widdow,“ begann er würdevoll, „das ich nach ihrem Tode niedergeschrieben und seit jener Zeit in meinem Amtszimmer aufbewahrt habe. Die Zeugen, die damals anwesend waren, sind hier zugegen.“

Er öffnete den Briefumschlag und faltete einen mächtigen Bogen auseinander. Langsam erweiterten sich seine Augen.

Seine Lippen zuckten. Sein Gesicht wurde leichenblau und die Stimme versagte ihm.

Statt des Testaments hielt er einen Brief in der Hand, einen Brief Lady Widdow's an Rupert.

„Mein theurer Sohn? Du wirst diese Zeilen lesen, wenn ich nicht mehr bin.“

„Meine Herrschaften, hier ist ein Mißgriff geschehen, eine Verwechslung,“ stammelte Melodew. „Das ist nicht das Testament. Ein anderes Papier ist irrtümlicherweise in diesen Briefumschlag gesteckt worden. Wo aber ist das Testament geblieben?“

„Wenn kein Testament vorgefunden werden sollte,“ erklärte Lord Widdow, „müß selbstverständlich angenommen werden, daß meine Tante ohne legitwillige und rechtskräftige Verfügung gestorben ist und das ganze Vermögen fällt der Familie zu.“

Aber Mylord, sie machte ganz bestimmt ein Testament zu Gunsten Ruperts.“

„So möge es vorgelegt werden,“ entgegnete Lord Widdow steif.

Das Schloß und die Papiere der Lady Widdow müssen sorgfältig untersucht werden. Das Schriftstück muß sich finden,“ sagte Dr. Melodew in Verzweiflung.

seinen Ausführungen: „wir werden schon dafür sorgen, daß der englischen Krone die Schmach nicht so lang wähle; bei Angra Bequena werden wir ihn beschneiden.“ — Dann wird Fürst Bismarck bedauert, daß die deutsche Kronprinzessin die „englische Politik“ beschirme und daß er an den blondhäutigen, angestrichelten Grafen Münster, unsern Botschafter in London, keine zuverlässige Hilfe habe. Wenn das so fortgeht, wird bald die blonde Haarfarbe in Deutschland für „reichsfeindlich“ gelten!

Weil englische Fischer deutsche beraubt haben sollen, deshalb muß Belgien erobert oder durch einen europäischen Kongreßbeschuß dem Reiche einverleibt werden.

Wenn nun die Engländer solche deutsche Empfindlichkeiten, solches deutsche Geschimpfe und solchen deutschen Chauvinismus lesen, kann man ihnen dann verargen, wenn sie die Fäuste ballen und ein kräftiges God damn ausstoßen?

Aber, wie gesagt, der englischen Völkergier kann man wohl gram sein doch soll man sich dabei nicht in albernem Wohlwollen gegen ein Nachbarvolk ergehen, und noch dazu gegen unsern nächsten Verwandten und natürlichsten Verbündeten.

Wie lächerlich aber hat sich ein großer Theil der deutschen Presse hinsichtlich der fehlenden deutschen Flagge im Saale von Kopenhagen auf dem internationalen Herztage benommen! Daß nicht sofort die deutschen Doktoren und Professoren das Vokal verlassen haben, wird ihnen sehr übel genommen und ein anderes deutsches konservatives Blatt erklärt sogar, daß bei der Entdeckung, daß die deutsche Flagge fehlerhaft sei, ein Däne gesagt habe: „Den Deutschen kann man alles bieten.“ „Das kommt aber davon“, so fährt das konservative Blatt fort, „daß wir uns bei derartigen Gelegenheiten immer von Juden und Judengenossen vertreten lassen müssen.“ Hätte Professor Birchow die Herren in Kopenhagen bedeutet, daß er abreisen würde, falls die deutsche Fahne nicht die ihr gebührende Stelle erhielt, so würde das Eindruck gemacht haben. So findet man ihn lebenswürdig, sagt ihm persönlich auch Schmeicheleien, über die gebildigten Deutschen aber lacht man.

— Zunächst wollen wir dem konservativen Blatte bemerken, daß es dahin wirken möge, daß „wir“ uns nicht durch „Birchows und Genossen“ bei solchen Gelegenheiten immer vertreten lassen müssen, daß es dahin wirken möge, daß solche Leute der Wissenschaft aus konservativen Kreisen heroorgehen! Vorläufig kann man in diesen Kreisen mit der Laterne am hellen Tage umherlaufen, ohne auch nur einen Birchow zu finden.

Wenn aber das rüde Koppswesen unter den Studenten konservativerseits immer noch weiter und immer mehr gepflegt wird, als das Studium, dann wird es auch wohl nicht dahin kommen.

Und was ist an der ganzen Flaggengeschichte Wahres gewesen? Die Deforatore hatten den ersten Tag die deutsche Flagge übersehen; dieselbe ist aber sofort den zweiten Tag, ohne daß ein Deutscher darauf aufmerksam gemacht hätte, zur Stelle geschafft worden.

Wahrlich, wir lieben unser Vaterland so ernsthaft wie irgend Einer und wünschen ihm alles Glück und alle Ehre! Aber Deutschland ist doch wirklich so groß und mächtig, daß es nicht jede Chikanen oder sogar jedes kleine Versehen zu beachten nöthig hat. Im Bewußtsein seiner Kraft sollte es stolz über dergleichen hinwegsehen.

Deshalb bedürft uns immer so peinlich das fortwährende Gemälde der Afterspatrioten, die sich jetzt mit ihrem kindischen Chauvinismus vielfach so breit machen.

Von den Franzosen können wir in mancher Hinsicht noch viel lernen — leider jedoch beschließen sich zahlreiche Deutsche, nur eine der größten französischen Untugenden, den Chauvinismus, in unser Land übertragen zu wollen. Der wahre Patriotismus aber ist von dieser Untugend weit entfernt: er kämpft dafür, daß das Vaterland in Freiheit wachse und gedeihe und in Frieden mit allen Nationen.

Politische Uebersicht.

Wie man in einer Reihe von Blättern liest, sollen die Reichstagswahlen nicht, wie man bisher erwartete, in der zweiten Hälfte des Oktobers, sondern schon am Anfang des genannten Monats stattfinden. Geht die Regierung wirklich mit diesem Plane um, so ist zu erwarten, daß der bisherige Reichstag in der nächsten Zeit aufgelöst wird. Im Jahre 1881 fanden die Wahlen am 27. Oktober statt und das neugewählte Parlament trat am 17. November zusammen. Von welchem Termine ab man also auch den Beginn der dreijährigen Legislaturperiode datiren mag; vor dem 27. Oktober kann ohne Auflösung des Reichstages eine Neuwahl unter keinen Umständen stattfinden. Vorausgesetzt, daß sie auf Anfang Oktober anberaumt werden soll, ist nicht viel Zeit zu verschäumen, weil nach dem Gesetze die Wählerlisten vier Wochen lang zu Jedermanns Einsicht offen liegen müssen. Das Verfahren derjenigen Gemeindebehörden, welche jetzt schon die zulässigen Vorbereitungen zu haben. Von Schmerz überwältigt begrub er seinen Kopf in das Sophasissen und brach in heftiges Weinen aus. Eine Zeit lang vergaß er ganz, was um ihn her vorging, bis eine laute und eifrige Unterhaltung in seiner Nähe ihn aufschreckte.

„Ich habe den Befehl erteilt, daß Lady Bide's Schreibstisch und alle ihre Papiere und Briefschaften unter Ihrer Leitung und Aufsicht durchsucht werden,“ sagte Lord Bide mit seiner harten klaren Stimme. „Es versteht sich von selbst, daß alle Bestimmungen des Testaments zur Ausführung kommen, wenn es vorgefunden wird, obwohl ich dasselbe als die Ausgeburt eines kranken Geistes betrachte. Ich habe stets die Anwesenheit dieses Knaben auf das strengste mißbilligt und seine Entfernung aus der Familie gewünscht. Auch wenn das Testament vorhanden gewesen wäre, hätte ich die Vormundschaft über ihn abgelehnt und ihn aufgefordert, das Schloß sobald als möglich zu verlassen, in dem zu bleiben er keinen Anspruch besitzt.“

„Aber Mylord, wenn das Testament nun nicht zum Vorschein kommt, dessen Inhalt ich Ihnen verbürgen, Ihnen beschwören kann, werden Sie dann nicht etwas von dem Vermögen Ihrer verstorbenen Tante für den Knaben herausgeben?“

„Nicht ein Pfund! Die anderen Legate, deren Sie sich erinnern, will ich zur Ausführung bringen. Für den Knaben nichts!“

„Ihr Einfluß, Mylord, könnte soviel für die Zukunft des begabten und liebenswürdigen jungen Menschen thun. Aus Freundschaft für Ihre verstorbenen Tante —“

„Am Wort weiter, Doktor. Die Liebe meiner Tante für diesen Eindringling war der Fluch meines Lebens. Ich mag nichts von ihm wissen, nichts für ihn thun. Wenn das Testament gefunden wird, soll er erhalten, was es ihm bestimmt, nur nicht mich zum Vormund. Das lehne ich ein für alle Mal ab. Der Ursache ist hier ein Fremder, ein Eindringling und ich möchte ihn möglichst rasch fort haben. Folgen Sie mir jetzt, ich bitte, und ich werde Ihnen die Schlüssel meiner Tante übergeben und Ihre Kammerfrau und mein Sekretär sollen Ihnen bei Ihren Forschungen behülflich sein. Ihre Bemühungen werden sich als nutzlos erweisen, das sage ich Ihnen voraus. Meine Tante hat zweifellos ihre Thorheit eingesehen und das Testament verbrannt, als sie es gefunden.“

Die Herren verließen das Bibliothekszimmer.

tungen zur Wahl, die Aufstellung der Listen u. s. w. besorgen, ist daher berechtigt und nachahmenswerth. Die Wähler selbst mögen nunmehr auch mit der eigenen Vorbereitung nicht zurückbleiben.

Ueber den „amtlichen“ Kassabericht des famosen Alldeutschen Handwerkbundes, der nunmehr erst durch das stänckerische Organ die „Annung“ in die Öffentlichkeit kommt, schreibt die „Br. Ztg.“: „Die Geschäftsjahres des „deutschen Handwerkbundes“ sind andere, als die gewöhnlichen. Während man sich sonst an einer einmaligen Dechargierung einer Rechnung genügen läßt, nimmt der Handwerkbund, nachdem er auf dem Frankfurter Delegirtenlage in feierlicher Weise — freilich nur mit 37 gegen 35 Stimmen — Decharge erteilt hat, eine nochmalige Revision der Bücher und der Kasse seines Zentralvorstandes vor. Diese Superrevision ist am 5. August beendet worden. Natürlich wurde alles in bester Ordnung gefunden. Weniger erfreulich ist aber der gegenwärtige pekuniäre Stand des großartigen Unternehmens. Der Bestand der Kasse war trotz der 40 000 zahlenden Mitglieder — 13 Mark und 52 Pfennige! Auf dem Frankfurter Delegirtenlage paradierte Herr Fasshauer noch mit einem Bestand von 665 M. 7 Pf. Diäten und Reisegeld für den Zentralvorstand nach Frankfurt, Drucksachen und „einige diöcese Ausgaben“ haben nicht weniger als 722 M. 35 Pf. gekostet, das heißt die Hälfte der Einnahme des letzten Rechnungsjahres. Erfreulicherweise kamen bis zum 5. August noch 70 M. 80 Pf. ein, sonst hätte die Superrevision am 5. August ein Defizit von 56 M. 28 Pf. ergeben. Das ist ein Blick in die Geheimnisse des Allgemeinen deutschen Handwerkbundes, der mit Hilfe des Herrn Fasshauer, der Konservativen und des Zentrums das deutsche Handwerk retten will.“

Zur Kandidatur Rittinghausen's in Solingen geht der „Vollstz.“ von unterrichteter Seite folgende Mittheilung zu: „Auch die „Vollstz.“ hat nach der „Barmer Ztg.“ die Notiz gebracht, daß die „Lokalleitung der sozialdemokratischen Partei“ zu Solingen Herrn Rittinghausen einstimmig zum Kandidaten der Arbeiterpartei“ des Wahlkreises proklamiert habe. Auffällig ist an dieser Mittheilung schon der „Kandidat der Arbeiterpartei“ — das letzte Mal war Rittinghausen Kandidat der sozialdemokratischen Partei. Die Sache verhält sich so: Es giebt in Solingen zwei Lokalleitungen, eine, an deren Spitze der bekannte Lederhändler Georg Schumacher sich befindet, welche völlig auf gleichem Boden mit der „zentralen Parteileitung“ steht, und eine andere, deren Führer Herr Kaufmann Kautenbach ist, der sich mehr mit freireligiösen, als sozialdemokratischen Fragen beschäftigt. Die eine Lokalleitung hat am 13. oder 14. d. M. einstimmig beschlossen, Herrn Rittinghausen nicht wieder aufzustellen, während die andere am 17. oder 18. d. M. den einstimmigen Beschluß gefaßt hat, Rittinghausen als Kandidaten zu proklamiren. Die „zentrale Leitung“ der Sozialdemokratie Deutschlands — d. h. die sozialdemokratische Fraktion des Reichstags — hält an ihrem Beschluß fest, Rittinghausen nicht als Kandidaten der Partei anzuerkennen. Der Name des Kandidaten der Partei für den Wahlkreis Solingen kann noch nicht veröffentlicht werden; doch geschieht dies in der nächsten Zeit. Man kann sich übrigens auf eine energische Bekämpfung Rittinghausen's seitens der sozialdemokratischen Partei gefaßt machen.“

Die Raubfischei der Holländer an den Rheinmündungen hat den Fischern am oberen und mittleren Laufe des Rheins bereits zu vielen Klagen Anlaß gegeben, dieselben sind jedoch stets wirkungslos verhallt, da die Niederlande trotz aller Remonstrationen der übrigen Rheinuferstaaten sich auf das entschiedenste weigern, dem Unwesen auf gesetzlichem oder administrativem Wege ein Ende zu machen. Besonders schwer leiden unter diesem Verhalten der niederländischen Regierung die Pächter am Oberrhein, und ihre letzten Jahresberichte über die Ergebnisse der Pächtsfischei werfen wiederum ein großes Streiflicht auf die durch die niederländische Praxis geschaffenen geradezu unethischen Zustände. Es wurden nämlich in der Rheinmündung bei Schöffhausen in der Zeit vom 1. Januar bis Anfang Mai d. J. höchstens 10 Stück Lachs gefangen, von Mai bis Ende Juli wenige hundert und vom 1. August bis jetzt noch gar nichts, obwohl seit Anfang des Mai der aller günstigste Wasserstand gegeben ist. In Holland wurden dagegen in einer einzigen Woche, in der Zeit vom 28. Juli bis zum 4. August 12 236 Stück Rheinlachs gefangen, also pro Tag circa 2000 Stück. Die Fischer jener Oberheinsstrecke — circa 120 an der Zahl — müssen also schon zufrieden sein, wenn sie im Jahre so viel fangen, wie Holland an einem Tage. Kann dem Raubsystem der Holländer nicht auf irgend welche Art gesteuert werden, so fällt für Deutschland selbstverständlich die Veranlassung fort, den Rhein mit Pächtsfischei zu bevölkern, nur damit die holländische Pächtsfischei hübsch gefüllte Netze haben.

Einen seiner Hauptfreier wird der froatische Landtag auf einige Zeit verlieren: er hat beschlossen, den Abgeordneten Starcevic von den Beratungen des Landtages für 6 Sitzungen auszuschließen. Selbstverständlich ging dieser Ausschließung ein fürchterlicher Tumult voraus, der sich so steigerte, daß Gendarmen requirirt wurde. Da der Präsident von Anhängern des Abgeord-

neten Starcevic einer Ueberschreitung seiner Machtbefugnisse beschuldigt wurde, so legte derselbe sein Amt nieder, worauf der Vizepräsident den Vorsitz übernahm. Der Landtag billigte das Vorgehen des Präsidenten und nahm den Antrag auf Ausschließung des Abgeordneten Starcevic an.

Am 26. August wurde die holländische Ackerbauausstellung in Amsterdam in Gegenwart mehrerer Minister, Senatoren und Abgeordneten, des französischen und japanischen Gesandten, der Mitglieder der ausländischen Kommissionen und verschiedener anderer Persönlichkeiten von Rang durch den Minister der öffentlichen Arbeiten eröffnet.

Um das Schulgesetz lobt in Belgien der Kampf weiter. In der letzten Sitzung der Kammer macht der „liberale“ Bara die Enthüllung, daß das Schulgesetz auf Abmachungen zwischen den Bischöfen und dem jetzigen Ministerium beruhe und ihm schon vor drei Monaten aus geweihtem Munde mitgetheilt worden sei. Diese Erklärung Bara's rief eine große Sensation hervor. Danach erhob sich ein heftiges Wortgefecht zwischen Bara und Frere Orban einerseits und dem Minister Boesche andererseits, in dessen Verlauf Leuterer Frere Orban darauf insultirte, daß die Linke sich veranlaßt sah, den Saal zu verlassen. Die Rechte verlangte darauf Abstimmung, die aber von Jacobs verhindert wurde. Bürgermeister Buis hat die Abhaltung einer liberalen Manifestation verboten; das „Brüsseler Journal“ fordert trotzdem alle Katholiken zum Erscheinen auf.

Die Session der französischen Generalräthe ist sehr ruhig und fast ohne politische Bedeutung verlaufen. Eine Ausnahme macht nur der Generalrath des Harault, der den Wunsch ausgesprochen hat, es möchten alle wegen politischer Vergehen und Verbrechen Verurtheilte ohne Ausnahme begnadigt werden. Der gleichlautende Beschluß des Pariser Gemeinderathes war seiner Zeit von der Regierung annullirt worden.

Cholerabericht aus Italien. Am 26. August sind in Bologna (Provinz Como) 2, in Aquila 2 Erkrankungsfälle, in Bergamo 3 Erkrankungs- und 8 Todesfälle, in Campobasso 10 Erkrankungs- und 7 Todesfälle, in Cosenza 1 Erkrankungsfall, in der Provinz Cuneo 30 Erkrankungs- und 10 Todesfälle, letztere in der Stadt Busca, vorgekommen. In Spezia sind in der Zeit vom 24. d. M. Mitternacht, bis zum 26. d. M. Mittag 17, seit dem Auftreten der Epidemie 97 Personen an der Cholera gestorben. In Massa e Carrara sind 5 Erkrankungsfälle und 1 Todesfall, in der Stadt Rapel 3 Erkrankungs- und 2 Todesfälle, in der Provinz Parma 4 Erkrankungsfälle, darunter einer in der Stadt Parma selbst, und 3 Todesfälle, in der Provinz Pisa 6 Erkrankungsfälle, davon 2 in der Stadt Pisa selbst, und 3 Todesfälle, in Porto Maurizio 1 Erkrankungsfall und 2 Todesfälle und in Turin 10 Erkrankungs- und 7 Todesfälle vorgekommen.

Spanische Erzbischöfe haben eine Agitation für die Wiederherstellung der weltlichen Macht des Papstes angefaßt, die ihren Gipfel mit einem wahrwürdigen Gottesdienste in der Kirche S. Geronimos in Madrid erreichte. Dort hielt ein frommer Vater ein Kapuzinade, in welcher er gegen das geinigte Italien als ein Werk des Satans donierte. Schließlich wurde eine Adresse an Leo XIII. unterzeichnet, welche mit den Worten des Erzbischofs von Santiago im Senat endigte: „Komm nach Spanien, heiliger Vater, und sei sicher, ganz nach dem Belieben Deiner Heiligkeit nach Rom zurückkehren zu können, geleitet von Millionen Gläubiger dieser Dir geweihten Nation und aller katholischen Völker, welchen Deinen Weg mit Blumen bestreuen und mit Gottes Hilfe jedes Hinderniß beseitigen werden, und bestände dasselbe auch aus Mauern von Bajonetten.“ Dieser Wahnsinn ist der spanischen Regierung, welche gute Beziehungen zu Italien wünscht, natürlich sehr unangenehm; andererseits glaubt sie aber der Unterstützung der Amerikaner noch nicht entbehren zu können, und so wird man die Bischöfe wohl weiter rasen lassen.

Ein durch Plakate in Warschau veröffentlichte Behauptung des Ober-Polizeimeisters kündigt die für Ende August zu erwartende Ankunft des Jaren an und erteilt gleichzeitig anlässlich derselben der Bevölkerung die Erlaubniß, die Häuser zu dekoriren und Abends zu illuminiren. Die Erlaubniß wird sich wohl um einen Befehl handeln!

Bekanntlich ist in Rußland die Wiedereinführung der Prügelstrafe in den Mittelschulen vor einiger Zeit beschlossen worden; man will in dem Lande, wo „Bäckerchen“ regiert, es wieder einmal mit der Rute probiren, ob sie nicht vielleicht den Nihilismus austreibt. Da wo der Schleppeffel alle Zweige der Verwaltung sogar das Schulwesen beherrscht, ist es kaum anders zu erwarten, als daß Prügel als Verbesserungsmittel zur Anwendung gebracht wird: welche Wirkung dasselbe erzeugen muß bei einem Volke, das nicht mehr in dumpfer Verhargung verbarren mag, darüber wird kein Zweifel herrschen. Die Anordnung ist ein abermaliger Beleg der furchtbaren Verblendung der regierenden Kreise in Rußland. Sie stellt übrigens auch einen Gradmesser der Kultur dar, die in den oberen Regionen des Czarereichs herrscht.

In den indischen Organen werden die Bemühungen der englischen Regierung, die Hungersnoth zu lindern, scharf kritisiert. So liest man: „Die teuflischen Engländer sagen lauthet-

so zahlreichen Familie, wie die seinige, und überdies hast er den jungen Herrn.“

„Dann würde es ihm wohl sehr leid thun, wenn das Testament doch noch zum Vorschein käme?“

„Ei freilich,“ bestätigte die Köchin.

„Und vielleicht würde er das Testament,“ fuhr Frau Betigrem fort, „wenn er es zufällig in einem geheimen Fach oder sonst wo fände, in aller Stille verbrennen.“

„Was!“ brüllte der Kellermeister. „Man merkt es gleich, Frau Betigrem, daß Sie nicht zur Familie gehören. In demselben ein Lord Bide werde heimlich ein Testament verbrennen, wenn er das Testament fände, würde er es vorzeigen und es vollstrecken lassen, und wenn es ihn auch noch sehr krankte.“

„Gewiß, das würde er,“ versicherte die Wäscherin, und wenn es ihm noch so wehe thäte, würde er nicht vom Gesetz abweichen. Er mag ein harter, strenger Mann sein, und viele Fehler haben, aber was wahr ist, das ist wahr, die Bide's sind die Ehre und Rechtschaffenheit selber.“

„Und es ist auch gefährlich Testamente zu verbrennen,“ seufzte das Küchenmädchen wieder. „Wenn er das thäte, könnte er wegen Bigamie vor das Schwurgericht kommen.“

„Dall' Deinen Mund, dumme Person,“ schrie die Köchin. „Du weißt viel, was Du redest, ein Lord wegen Bigamie vor das Schwurgericht!“

„Wegen Bigamie!“ lachte der Kellermeister.

„Aber das ist Alles wie in einem Roman,“ sagte Frau Betigrem, ganz wie die Geschichten in den Büchern und in den Zeitungen und ich bin neugierig, ob hier auch etwas geschehen wird, wie in den Romanen. Was denken Sie wohl, Frau Köchin, wenn jemand zum Beispiel das Testament gefunden hätte und würde es ihm bringen, was würde er damit anfangen?“

„Anfangen?“ wiederholte die Köchin verächtlich, „er würde es Dr. Melkoden übergeben, aber ich möchte darauf schwören, daß er dem Ueberbringer zeitweilig bitter haßte und ihn selbst aus dem Schlosse jagte, zum Dank für den unwillkommenen Fund.“

„Na, ja, so würde es sein,“ nickte Lord Bide's Kammerdiener.

„Und wie alt mag Rupert jetzt sein?“ fragte Frau Betigrem.

(Fortsetzung folgt.)

„Auf's tödlichste getroffen, sprang Rupert mit glühenden Wangen und flammenden Augen, von seinem Sitz empor.“

Er wollte Lord Bide's Gastfreundschaft auch nicht eine Stunde länger beanspruchen.

Hastigen Schrittes eilte er auf sein Zimmer. Mit zitternden Händen packte er die wenigen Stücke wieder ein, die er ausgepackt hatte, seit er vom Continent zurückgekehrt war, dann klingelte er nach einem Diener und befahl ihm, seine Koffer demjenigen zu übergeben, durch den er sie abholen lassen werde und ohne ein Wort des Abschieds oder der Erklärung schlug er den Weg nach London ein, in seiner Hand eine Reisetasche trottend, das Herz vollummer und Bohn.

Am Thore des Schlosses angekommen, nachdem er zuvor noch dem Landhause in Park einen Besuch abgestattet hatte, das ihn durch die Erinnerung an Francodes theuer war, begegnete Rupert einem sehr sauberen, krauslockigen, in einem grauen Anzug gekleideten Knaben, der um Erlaubniß bat, die Reisetasche tragen zu dürfen.

Das Mädchen war kein anderer, als der junge Betigrem, den Myra Barth mit einem Brief nach Bide-Hall geschickt hatte, der aber nichts Böses darin erblickte, sich unterwegs aufzuhalten, um ein Paar Pfennige auf rechtshaffene Weise zu verdienen. Er begleitete Rupert eine ziemliche Strecke, bis sie einen Wirthswagen fanden, der den jungen Baronet nach London fuhr.

Groß war am Abend die Aufregung im Dienstbotenzimmer zu Bide-Hall. Ein babylonisches Stimmengewirr erhob sich um den langen Tisch, an welchem die Ereignisse des Tages erörtert wurden.

Das Testament der Lady Bide war verschwunden. Der Rechtsanwält sagte, die Verstorbene hätte Alles ihrem Adoptivsohn Rupert vermacht, aber nun war Rupert fort und sollte garnichts erhalten.

„Aber wird Lord Bide nicht aus freien Stücken etwas für ihn thun?“ fragte einer aus der Schaar.

„D, das wird ihm nicht einfallen,“ erwiderte ein hochaufgeschossener Kammerdiener. „Lord Bide haßt ihn, weil er ein Findelkind ist.“

„Aber er ist ein so hübscher, feiner junger Herr,“ seufzte das Küchenmädchen, „ich habe niemals einen so hübschen gesehen.“

„Lord Bide mag wohl nicht, daß der junge Herr das Geld seiner Tante erbt?“ warf Frau Betigrem dazwischen.

„Gewiß nicht,“ meinte die Köchin, dreißigtausend Pfund weniger für seine Kinder, das ist keine Kleinigkeit, bei einer

den

daß die Bevölkerung von Madras dem Hungertode anheimfiel, weil sie unbekümmert um die Zukunft in der Tag hineinlebte. Wenn diejenigen sich beklagen, denen man Alles geraubt hat, dann nennen sie die teuflischen Engländer Rebellen. Um Arbeit zu bitten ist Underschwärmheit. Sie beschuldigen Männer der Faulheit, wenn dieselben infolge unzureichender Nahrung vor Schwäche nicht arbeiten können. „Dacca Profasch“ eine bengalische Zeitung, übertrifft vielleicht alle übrigen Blätter. Diese Zeitung bemerkt in ihrer Nummer vom 27. Juli: „Ausländer haben Indien in Besitz genommen und saugen es aus. Die Bevölkerung Indiens sieht hilflos zu. Ihre besten Interessen werden dem Wohle der Engländer geopfert. Die unglücklichen Eingeborenen werden insultirt und getödtet. Bei jedem Schritt stößt das Volk einen Schrei um Hilfe aus, wenn die englische Peitsche oder der englische Fußtritt es trifft. Die Dämonen sind Herz und Seele damit beschäftigt, die indischen Weiber zu nothdürftigen und umzubringen. Welch herzerweichender Anblick! Es ist ein Gegenstand des Bedauerns, daß das Volk Indiens sich nicht rüftet, um das Joch der weißen Männer von sich zu werfen.“

Im Schantilande herrscht vollständige Anarchie, deren Früchte voraussichtlich die Engländer ernten werden. Die Bodenwässer in und um Camassie herum, und unter den Opfern der Seuche befand sich auch der König Quacow Duah. Er starb ganz plötzlich. In Ehren seiner Beerdigung wurden drei Hundert seiner Unterthanen getödtet. Unmittelbar darauf wurde Cassi Calcalli, der König von Schanti zur Zeit des Krieges von 1873 war und später entthront wurde, in seinem Bette vorgefunden. Er ist, wie allgemein geglaubt wird, ermordet worden, obwohl ausgesprochen wurde, daß er nach dem Genusse einer tüchtigen Mahlzeit vom Schläge getödtet worden sei. Der Thronfolger wird mutmaßlich Mensch sein, der bis vor wenigen Monaten König war, aber wegen seiner barbarischen Grausamkeiten abgesetzt wurde. Infolge des Schreckens, welche die Muthmaßung eingeflößt hat, haben die Schantiländer eine Deputation zu dem Gouverneur von Cape Coast Castle gesandt mit der Bitte, daß ihr Land dem britischen Protektorat einverleibt werde. Die Räder des Königs sind entdeckt worden, aber sie stehen unter dem Schutze einer mächtigen Partei. Das ganze Land scheint demnach im Begriffe, wieder ein großes Stück Westafrika sich einzuverleiben zu wollen, wie der „schwarze Erdtheil“ jetzt überhaupt ein gesuchter Bissen geworden ist.

Unter den Normonen. Das „Karg. Tagbl.“ bringt aus der Feder eines St. Galler Korrespondenten Auszüge aus der Schrift eines Appenzellers, der mehrere Jahre unter den Normonen gelebt hat. Man liest da u. A. Folgendes: Auf der Reise schon ging die Verrätherie an. In Liverpool wurde den englischen „Brüdern und Schwestern“ unter falschem Vorwande und allerlei Vorspiegelungen das Geld abgenommen, aber nicht mehr zurückgegeben; die Behandlung war brutal, die Verpflegung unter aller Kritik schlecht. Je näher das Reiseziel rückte, desto uneholener zeigte sich die ganze Verworfenheit der Leiter und Führer. Die Fahrt nach Vaden ist mit unbeschreiblich, heißt es diesfalls: „Kummer, Neud, Verzweiflung, Elend auf allen Gesichtern. Hier eine Familie mit einer Anzahl kleiner Kinder, die jämmerlich nach Brod schreien; dort Frauen, die den Missionären stunden, sie in's Wasser und Elend gestürzt und um ihr ganzes Lebensglück betrogen zu haben. Geradezu grauenerregend sind die Mittheilungen, die er über die dortigen ehebrüchlichen Einrichtungen macht. „Alles, was die Missionäre Schönes und Belobendes über Vielweiberei sagen, ist nichts anderes, als eine elende, erbärmliche Lüge. Sie entsetzt das Weib, macht den Mann zum gemeinen Wüstling und ist eine Pfandstange aller Untugenden und bösen Leidenschaften, sowie der schrecklichsten Laster und Sünden. In sozialer Beziehung laufen die angelegentlich kommunikativen Institutionen (die sogenannte Gütergemeinschaft) lediglich auf die Ausbeutung der Armen und Unvermögligen durch die Reichen und Mächtigen hinaus; als wahre Blutlauerer thun sich namentlich auch manche Bischöfe hervor. — Bemerkenswert ist auch, daß die Normonen ihre Thiere mit unersparlicher Grausamkeit und Verworfenheit behandeln. So darf sagen, heißt es wörtlich, eine so barbarische Mißhandlung von Pferden und Vieh, wie sie hier vorkommt, nirgends angetroffen zu haben.“

Zokales.

Der Gasverbrauch in Berlin nimmt jetzt wieder schneller als noch vor einigen Jahren zu. Nach dem Bericht der städtischen Gasverwaltung wurden in dem Vierteljahr 1. April bis 30. Juni d. J. in den vier städtischen Gasanstalten 10,785,000 Kubikmeter Gas produziert, in demselben Zeitraum 1883 aber nur 10,364,000 Kubikmeter, also 421,000 Kubikmeter (4 pCt.) mehr. Dabei hat dies Quartal jedes Jahr einen sehr schwachen Gastonum. Die Zahl der öffentlichen Gaslampen hat sich in demselben Vierteljahr um 57 vermehrt, so daß jetzt 14,637 öffentliche Gaslampen brennen. An Petroleumlampen sind 959 vorhanden. Die Zahl der aus den städtischen Gasanstalten versorgten Privatlampen beläuft sich auf 664,576; sie ist im Vierteljahr April-Juni um nicht weniger als 3204 gestiegen.

Die Vieltätigkeit der kombinierten Rundreisebillets, welche in diesem Jahre noch bis zum 30. September zur Ausgabe gelangen, wird namentlich seitens der Touristen und Geschäftsreisenden mehr und mehr erkannt, so daß bereits allein von der Ausgabe stelle Berlin, Friedrichstraße, in der Zeit vom 20. Mai bis jetzt 5000 solcher Billets verausgabt sind. Es läßt sich fast schließliche jede Reise nach einer mindestens 200 km. von hier entfernten Stadt zu einer Rundtour umgestalten; nach Königsberg, Thorn, Danzig, Breslau, Rastatt, Frankfurt a. M., Elberfeld, Chemnitz u. s. w. überallhin kann man diese kombinierten Billets benutzen, die eine Gültigkeit von 35 Tagen und doch etwa 30 pCt. Fahrpreisermäßigung gewähren. Rath und Auskunft über derartige Rundreisen, auf die wir das reisende Publikum in seinem eigenen Interesse aufmerksam machen, erhält man jederzeit unentgeltlich im Auskunfts-Bureau am Alexanderplatz, an der Ausgabe stelle auf dem Bahnhof Friedrichstraße und im Bureau des Berliner Verkehrs-Vereines, Unter den Linden 48, woselbst die Rundreisetouren vollständig kostenfrei zusammengestellt werden.

Die Unsicherheit auf den Straßen betreffend. Vor einigen Tagen brachten mehrere hiesige Tagesblätter unter Hinweisung auf die zunehmende Unsicherheit in den Straßen Friedrichstraße 5 wohnhaft, sei beim Nachhausegehen in der Prenzlauer Allee ohne alle Veranlassung von einem Streich durch mehrere Messerstücke schwer verletzt und eine in dessen Begleitung befindliche Dame tödtlich mißhandelt worden. Die „Nord. Allg. Ztg.“ ist zu der Mittheilung ermächtigt, daß diese Zeitungsnachricht nach der von dem angeblich Verletzten amtlich zu Protokoll abgegebenen Erklärung völlig aus der Luft gegriffen ist. Zu den in letzter Zeit vorgekommenen aufgeschauelten Sensationsnachrichten über die angebliche Unsicherheit in überflüssige Angst und Aufregung verjagt worden. Publikum eine direkt erfundene Messerfäule erzählt worden ist.

Diluviale Thierreste. In den Sandgruben von Rix-vorgelommen und, der „Kos. Ztg.“ zufolge, dem Märkischen Museum zugesandt worden. Darunter befindet sich ein voll- und 8-10 Zentimeter im Durchmesser hat und fast zu einem Halbkreise gebogen ist, umet ein Schenkelknochen und ein

Wirbelstück, sowie einzelne Fragmente von demselben Thier und Knochen und Zähne von mittelgroßen Dickhäutern und vom Hirsch. Noch zu bestimmen bleibt ein Backzahn mit einer Kaufläche von 6 Zentimeter Länge und 4,3 Zentimeter Breite, der vielleicht vom Nashorn herrührt. Alle diese Sachen lagen 12-14 Meter tief unter der Oberfläche, 2-4 Meter über dem Grundwasserstande, in einer Schicht groben Sandes und ganz verstreut, so daß daraus mit Sicherheit hervorgeht, daß die Meeresschulz zur Zeit der Ummwälzung der Erdoberfläche nicht die ganzen Thiere hier angeschwemmt hat, sondern nur diese einzelnen Theile, welche vielleicht auch wieder von einer anderen Stelle aus dem Boden herausgewählt waren.

N. Herr Karl Hagenbeck aus Hamburg hat, wie uns soeben von unterrichteter Seite geschrieben wird, um auch Rinderbemitelnden den Besuch seiner Singhalesen-Karawane zu ermöglichen, die Einrichtung getroffen, daß der Entree-Preis an jedem Sonntag Vormittag von 8 bis 12 Uhr auf nur 30 Pfg. für Erwachsene und 10 Pfg. für Kinder und Militär ohne Charge ermäßigt ist. Mit Ausnahme der Kirchzeit findet an diesen Sonntag-Vormittagen auch Großes Militär-Concert statt. Am Nachmittag bleibt der Entreepreis wie gewöhnlich.

Zu den bereits anberaumten sieben Terminen behufs Feststellung der Entschädigung für die Abtretung derjenigen Grundstücke und Grundstücke, deren Erwerb zur Beseitigung der Straße „An der Königsmauer“ und des „Kleinen Judenhofs“ unter gleichzeitiger Verbreiterung der Neuen Friedrichstraße zwischen Königs- und Klosterstraße einseitig und zur Durchlegung der Kaiser Wilhelmstraße notwendig erscheint, hat der mit diesen Verhandlungen betraute Kommissarius des Polizeipräsidenten, Regierungsrath Böhme, drei weitere Termine angeordnet und zwar auf den 25., 29. und 31. Okt. ds. J.

Preisermäßigung. Auf den Strecken der Eisenbahn-Direktionen Berlin, Dresden und Bromberg, sowie der Breslau-Freiburger Eisenbahn wird für diejenigen Kartoffelermaschinen, welche bei den am 11. September d. J. bei Bromberg stattfindenden Konkurrenzarbeiten solcher Maschinen betheiligt sein werden, eine bedeutende Transportermäßigung in dem Falle gewährt, daß die betreffenden Maschinen unverkaut bleiben. Es erfolgt dies in der Art, daß für den Hintransport die volle tarifmäßige Fracht berechnet wird, der Rücktransport auf derselben Route an den Abnehmer aber frachtfrei erfolgt, wenn durch Vorlage des Originalfrachtbrieves für die Hintour, sowie durch eine Bescheinigung des Vorstandes des landwirtschaftlichen Zentralvereins für den Regbezirk zu Bromberg nachgewiesen wird, daß die Maschinen an den Konkurrenzarbeiten betheiligt gewesen und unverkaut geblieben sind, und wenn der Rücktransport innerhalb acht Tagen nach Schluß der Konkurrenzarbeiten erfolgt.

Der Sturz eines Pferdes in eine Kanalisationsgrube verursachte heute Vormittag einen größeren Menschenauflauf in der Kobländstraße. Das Thier, das vor einem Brauerwagen gespannt war, war beim Passiren der genannten Straße plötzlich scheu geworden und stürzte so vor dem Hause Nr. 14 in die frisch ausgeworfene Kanalisationsgrube. Der Wagen wäre zweifellos mit hineingerathen worden, wenn nicht die dort beschäftigten Arbeiter hinzugeeilt wären und denselben zurückgehalten hätten. Nur unter vieler Mühe war es möglich, das wild um sich schlagende Thier mittelst Stricken herauszuziehen.

Ein großer Einbruchdiebstahl ist in der Nacht vom 26. zum 27. d. Mts. in dem Geschäftslokal des Kaufmannes L. in der Prinzenstraße verübt worden. Aus dem im Parterregeschoß belegenen Geschäftslokal sind 130 Stück goldener und silberner Taschenuhren, Trau- und Segelringe, Ketten und 17 Coupons der Lemberg-Bernowitsch-Bahn mit den Nummern 43 730, 42 500, 42 99, von jeder Nummer 9 Stück, zahlbar am 1. April und 1. Oktober, im Gesamtwerte von über 3000 Mark entwendet worden. Unter den Uhren befindet sich eine, welche die Nr. 7644 hat. Auch österreichische und russische, sowie andere verschiedene silberne antike Münzen befinden sich unter den gestohlenen Gegenständen. Sämtliche Sachen befanden sich in einem im Geschäftslokal stehenden verschlossenen Sekretär, in dessen oberer unverschlossener Schublade aber die zum Sekretär gehörigen Schlüssel lagen. In welcher Weise sich die Thäter Eingang in das Lokal verschafft haben, hat sich bis jetzt nicht feststellen lassen, da irgend welche Spuren von Gewalt nicht bemerkbar waren.

Kranke Personen, welche einen Arzt konsultiren wollen, müssen sehr häufig mühsam die Treppen zu der Wohnung desselben emporsteigen, und bringen erst dort in Erfahrung, daß „der Herr Doktor sich im Bade befindet“. Man kann sich die Enttäuschung und den Unmuth jener leidenden Personen vorstellen, wenn sie unrichtiger Sache umkehren müssen. Dieser Uebelstand läßt sich dadurch leicht abhelfen, wenn eine bezügliche kurze Mittheilung in dem Flur des betreffenden Hauses angebracht werden würde.

Ausgesetztes Kind. In dem Hausflur des Hauses Besselstraße 9 wurde am 17. d. Mts., Nachmittags 4 1/2 Uhr, von einem Anaben ein neugeborenes lebendes Kind weiblichen Geschlechts (ein sogen. 7-Monatskind) ohne jede Umhüllung gefunden und von einem herbeigerufenen Schumann nach der Charite gebracht. Die Mutter, welche wahrscheinlich am Fundort niedergelassen war und unter Jurisdiction des Kindes sich entfernt hat, ist bis jetzt nicht ermittelt.

Gerichts-Zeitung.

Unter der Anklage des gemeinschaftlichen Hausfriedensbruchs, sowie vorsätzlicher Körperverletzung, nehmen der Kommissar Bornmann und der Handlungschlichter Bornmann auf der Anklagebank vor dem Schöffengericht Platz. Der Schneidermeister Wahl war von dem Lehrling Bornmann beauftragt worden, für ihn einen Anzug anzufertigen. Wahl fertigte den Anzug an, weigerte sich aber denselben herauszugeben, bis er sein Geld aus Heller und Pfennig erhalten habe. Am 6. Juni erschien nun der Lehrling Bornmann mit seinem älteren Bruder in der Wohnung des Wahl und verlangte den Anzug. Wahl will nun — wie er sich vor dem Gerichtshof äußert — bereit gewesen sein, den Brüdern den Anzug auszubändigen, jedoch unter der Bedingung, daß ihm sofort Bezahlung werde. Die Gebrüder Bornmann hätten darauf mit ihm Skandal angefangen und er habe sie in Folge dessen aufgefordert, seine Wohnung zu verlassen. Dieser Aufforderung seien die Angeklagten nicht nur nicht nachgekommen, sondern sie hätten sich, und namentlich der ältere Angeklagte, über ihn hergemacht, ihn zu Boden gedrückt und so gemißhandelt, daß er nur durch die Hilfe seiner Frau im Stande gewesen sei, sich den Mißhandlungen zu entziehen. Der Präsident verliest ein zu den Akten eingereichtes ärztliches Attest, welches die verschiedenen Kontusionen, welche Wahl nach diesem Kontrakte aufzuweisen hatte, feststellt. Der ältere Angeklagte vertheidigt sich und seinen Bruder in äußerst geschickter Weise: er sei mit seinem Bruder zu dem Wahl hingegangen und habe das Geld in der Hand gehabt um den Anzug zu bezahlen; doch habe er sich vorher überflühen wollen, ob der Anzug auch passend angefertigt sei und deshalb den Wahl gebeten, seinem Bruder den Anzug doch einmal anziehen zu lassen. Wahl habe dieses verweigert, hierauf habe ein Wort das andere gegeben und schließlich sei er von dem Wahl an der Kehle gepackt worden mit der Aufforderung, seine Wohnung zu verlassen. Dieser Aufforderung würde er sofort Folge geleistet haben, wenn er nicht durch das Festhalten daran gehindert worden wäre. Er habe sich nun natürlich gegen Wahl gewehrt und demselben bei dieser Gelegenheit einige Faustschläge versetzt. — Es wird nun die Zeugin Frau Lipski vernommen; dieselbe ist Nachbarin des Herrn Wahl und hat den Vorgang

mit angesehen. Nach Angabe der Zeugin hat Bornmann zuerst angefaßt und ist dann von Wahl aufgefordert worden, die Wohnung zu verlassen. Doch kann die Zeugin den Wortlaut der Aufforderung nicht mehr angeben. — Präsident zu dem Angeklagten: „Sie hören doch, daß die Zeugin gesehen hat, daß Sie zuerst angefaßt haben, übrigens ist es launig glaublich, daß der Zeuge Wahl, der doch ein sehr schwacher Mensch ist, Sie zuerst angegriffen haben soll?“ Angeklagter Kommissar Bornmann: „Herr Präsident, ich bitte Sie, doch auch die Frau Wahl hereinkommen zu lassen, dieselbe ist so stark, daß wir gegen dieselbe gewiß nichts ausrichten können. Herr Wahl hat uns mit Hilfe seiner Frau so zugerichtet, daß ich am nächsten Tage noch blaue Augen hatte“. Frau Wahl wird in den Saal gerufen; sie ist allerdings eine sehr starke, corpulente Frau, so daß ihr Herr Gemahl neben ihr kaum in Betracht kommt. Dem Präsidenten befragt, befragt sie die Angaben ihres Gemannes, jedoch kann auch diese Zeugin, den Wortlaut der an die Angeklagten gerichteten Aufforderung, die Wohnung zu verlassen, nicht genau wiedergeben. — Der Amtsanwalt hält die Handlungsweise der Angeklagten für besonders roh und hinterlistig, er beantragt deshalb gegen den älteren Bornmann 3 Monate und gegen den jüngeren, weil derselbe noch nicht 15 Jahre alt ist und sich nur des Hausfriedensbruchs schuldig gemacht habe, 14 Tage Gefängnis. Der Gerichtshof kommt jedoch nach längerer Beratung zu der Ueberzeugung, daß die Zeugenaussagen nicht klar genug seien, um das Schuldig gegen die Angeklagten aussprechen zu können; es werden daher beide Angeklagte von Strafe und Kosten freigesprochen.

Ein Krüppel und dennoch ein starker Mann ist der Zimmermann Peters; derselbe wurde unter der Anklage des Widerstandes gegen die Staatsgewalt und wegen Bettelns aus der Untersuchungshaft dem Schöffengericht vorgeführt. Der Angeklagte soll auf dem Dönhofsplatz gebettelt und nachdem er deshalb von einem Kriminalbeamten festgenommen worden, sich dem Beamten thätlich widersetzt haben. Der Angeklagte bestreitet die Richtigkeit der Anklage. Eine Zeugin, Frau S., deponirt, daß sie eine Verkaufsstelle auf dem Dönhofsplatz an den Markttagen inne habe; an dem fraglichen Tage sei der Peters, den sie als Krüppel kenne und dem sie öfters eine kleine Gabe zu Theil werden lasse, in der Nähe ihres Platzes gewesen, sie habe ihn herangewinkt und ihm 5 Pf. geschenkt. Gebettelt habe derselbe nicht. — Peters ist dann die Buben entlassung gegangen und von einem Kriminalbeamten angehalten worden, um wegen Bettelns zur Wache geführt zu werden. Diefem Beamten soll sich Peters thätlich widersetzt haben. Es sind betrefend dieses Punktes der Anklage drei Schöglente als Zeugen vorgeladen, welche nacheinander bezeugen, daß sie alle drei im Verein mit dem vierten Kollegen in Civil, nicht im Stande waren, den Rahmen nach der Wache zu bringen. Ganz besonders schwer sei dieses ihnen deshalb geworden, weil das Publikum für den Arrestanten Partei genommen habe; erst nachdem ein berittener Kollege vom Pferde gestiegen und ihnen zu Hilfe gekommen sei, wäre es gelungen, den Rahmen zu bewältigen. Der Angeklagte bestreitet entschieden, daß er sich gewiegert habe mit nach der Wache zu geben; er habe nur die Beamten ersucht ihn loszulassen, weil er nicht so schnell fortkomme. Präsident: „Sie sollen aber die Beamten und namentlich den Beamten in Civil mit ihrem Stod geschlagen haben?“ Angeklagter: „Wie kann ich denn, wenn vier Mann mich halten, noch schlagen!“ — Der Gerichtshof spricht den Angeklagten wegen Bettelns frei, verurtheilt ihn aber wegen des Widerstandes zu 6 Wochen Gefängnis, wovon jedoch 3 Wochen durch die erlittene Untersuchungshaft als verbüßt zu betrachten sind.

Die im Laufe des vorigen Winters begangenen Unterschleife in der Armenische Muskaustraße 14 beschäftigten heute die 88. Abtheilung des Schöffengerichts. Als Kochfrau in dieser Anstalt war vom 15. November v. J. bis zum 5. März d. J. die Wittwe Johanna Grapow gegen tägliche Diäten von 75 Pfg. und drei Speiseportionen für sich und ihre Kinder beschäftigt. Anfangs März er. ging bei dem Bismarck des Hauses Muskaustraße 14 ein anonymes Schreiben ein, in welchem demselben mitgeteilt wurde, daß die Grapow von den Jerealisen der Armenische große Quantitäten täglich mit fortnehme und in ihrer Wohnung ansammle. Dieses Schreiben wurde der Kriminalpolizei zugestellt, vorher aber der Grapow davon Mittheilung gemacht und dieselbe auf den in Aussicht stehenden Besuch der Kriminalpolizei vorbereitet. In der That hatte die Grapow fest jeden Tag Hülsenfrüchte, Wehl und Fleisch mit nach Hause genommen und aufgestapelt. Um nun die defraudirten Gegenstände aus ihrer Behausung zu schaffen, damit bei der Durchsuchung nichts gefunden wurde, brachte sie einen Saal Wehl zu der eine Treppe höher wohnenden Frau Gebhardt, welche sich auch überreden ließ, den Saal bis zum folgenden Tage bei sich zu behalten und einen Korb mit Hülsenfrüchten zu ihrer Schwester Frau Bornmann, welche indeß dessen Annahme ablehnte, den Korb aber in den Keller schaffte, als ihre Schwester ihn gegen ihren Willen vor der Thür stehen lassen. Betreffs einiger anderer Waaren, die sie in einem kleinen Reiseforb verpackt hatte, ersuchte sie die ihr bekannte undereheuliche Ludwig, denselben zu sich zu nehmen. Diefelbe lehnte dies zwar ab, übernahm es jedoch, ihr am andern Morgen zwei Arbeiter zuzufinden, damit diese den Korb an eine ihnen ausgegebene Adresse beförderten. Inzwischen war die Geschichte ruchbar geworden, und die Kriminalpolizei beschlagnahmte am 5. März cr. die sämtlichen Cerealien. Die Grapow legte sofort ein umfassendes Geständnis ab und gab auch noch an, daß sie zu drei verschiedenen Malen dem Vorstehender Verkauf Hülsenfrüchte verkauft und dafür je ein Brod erhalten habe. Auf Grund dieses Materials sind die hier genannten Personen sämtlich unter Anklage gestellt worden, und zwar die Grapow wegen wiederholten Diebstahls, Verkauf wegen Heberei, Frau Gebhardt, deren Gatte, Fel. Ludwig und Frau Bornmann wegen Begünstigung der That der Angeklagten. 1. Die Hauptangeklagte gab an, daß, da ihr und ihren Kindern das Essen aus der Armenische nicht dienlich war, sie nichts Unrechtes zu thun geglaubt habe, wenn sie die rohe Frucht mit nach Hause nahm, um so eher, als sehr häufig die fertig hergestellten Speisen nicht abgeholt wurden und verdarben. Die übrigen Angeklagten behaupteten ihre Unschuld, da sie bei ihren Handlungen sich keines Unrechtes bewußt waren. Der Staatsanwalt beantragt gegen die Grapow 6 Wochen Gefängnis, gegen die Gebhardt und Ludwig je 10 Wk., gegen die übrigen Angeklagten Freisprechung; der Gerichtshof verurtheilt aber nur die erste Angeklagte, und zwar mit Berücksichtigung auf die Noth, in der sie sich befunden hat, zu 14 Tagen Gefängnis und sprach sämtliche übrigen Angeklagten mangels des strafwürdigen Bewußtseins frei.

Arbeiterbewegung, Vereine und Versammlungen.

August Görig, Cigarrenarbeiter in Hamburg, ist am 25. d. M. gestorben. Derselbe war aus Leipzig gebürtig und in der Arbeiterbewegung wohl bekannt. In Berlin war er eine Zeit lang Mitglied des Vorstandes des Berliner Arbeitervereines, der nach Schulze-Dehnschen Prinzipien geleitet wurde. Später trat er dem Allg. deutschen Arbeiterverein bei, dessen langjähriger Bevollmächtigter er in Hamburg war. Dort wurde er besonders populär durch die Leitung der Agitation bei Gelegenheit des Wagenarbeiterstreiks in der Lauenburger Fabrik im Jahre 1889 und des großen Maurerstreiks 1870. Während der letzten Zeit hatte sich der bereits alternde Mann von der öffentlichen Agitation zurückgezogen und betrieb einen

Arbeitslöhne in Amerika.

(Aus dem „Allgemeinen Handelsblatt.“)

Eine der wichtigsten Fragen, die bei den vorjährigen Debatten des Repräsentantenhauses in den Vordergrund traten, war: wie ist der Einfluß des gesetzlichen Schutzes auf die Arbeitslöhne? Es wurde der Beweis geliefert: 1. daß die Arbeitslöhne in den Vereinigten Staaten während der Periode des gesetzlichen Schutzes, also seit 1860, ungefähr 28 pCt. gehöher sind, und 2. daß der amerikanische Arbeiter viel höheren Lohn verdient, als sein Schicksalsgefährte in den europäischen Ländern. Der erste Punkt wurde durch die Statistik bewiesen, die darlegte, daß das Steigen der Löhne in den Mollfabriken 28, in den Baumwollfabriken 23, in der Eisenindustrie nur 10, bei der Maschinenfabrikation nicht über 15, bei den Papierfabriken dagegen 40 und in den Schuhfabriken 48 Prozent betrage. Der zweite Beweis beruht auf einem Berichte des Ministeriums des Auswärtigen über europäische Arbeitsverhältnisse, gestützt auf Konsularberichte aus dem Jahre 1879. Es genügt, anzugeben, daß nach dieser Statistik z. B. ein Pfasterer in Belgien wöchentlich 6 Dollars, in Frankreich 4 Dollars, in Deutschland 3,50 Dollars, in Italien 3,45 Dollars, in Großbritannien 9 Dollars, in Newyork 12 bis 15 Dollars und in Chicago 6 bis 10,50 Dollars verdient, und daß dasselbe Lohnverhältnis bei fast allen anderen bestehenden Arbeiten gefunden wird. Verschiedene Schützlinge rechnen sich aus, daß die Arbeitslöhne in den Vereinigten Staaten 50 Prozent höher sind, als in England, was übertrieben ist, und schägen sich glücklich, es mit ihrer Politik soweit gebracht zu haben. Wenn nun von anderer sehr kompetenter Seite behauptet wird, daß besonders befähigte Arbeiter es in Amerika nur wenig besser, als in England haben, und daß das Loos vieler Minenarbeiter in den Vereinigten Staaten bedauerndwerther ist, als das der englischen, so muß man die Thatsache anerkennen, daß in Amerika im allgemeinen höhere Löhne gezahlt werden, als irgend wo anders in der Welt.

Nun entsteht die Frage: Was sind diese beträchtlich höheren Löhne werth? Was kommt dabei heraus? Es wäre unbillig, die Schützlinge zu beschuldigen, daß sie diesen wichtigen Punkt ignoriert hätten. Sie geben zu, daß die Hausarbeit hier zu Lande viel höher ist, als in einigen andern europäischen Staaten, und daß deshalb sowohl, als auch bezüglich der höheren Preise der Lebensmittel die Kosten zur Bestreitung des Lebensunterhaltes mehr betragen als in Europa. Diesen Mehrbetrag schätzen sie viel zu niedrig, auf ungefähr 10 Prozent, so daß die amerikanischen Arbeiter demnach immer noch 40 Prozent mehr verdienen als die englischen. Diese entschieden zu niedrig angeschlagene Schätzung sieht auf ellenlangen Preiskisten, die angeben, daß manche nothwendige Artikel zum Lebensunterhalt in Amerika nicht mehr, in vielen Fällen sogar weniger kosten, als in einigen europäischen Ländern. Damit denken sie zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen. Zunächst wird durch diese Beweisführung der Zustand der amerikanischen Arbeiter als äußerst befriedigend dargestellt, ferner wünschen sie die Klage dadurch zu widerlegen, daß durch den Schutzzoll die Lebensmittel vertheuert würden. Es ist nicht zu leugnen, daß die Arbeiter in Amerika mehr Geld verdienen, aber sie bringen auch mehr als irgend wo anders. Man kann sogar noch einen Schritt weitergehen und sagen: es ist unzweifelhaft wahr und bedarf keines Beweises, daß die amerikanischen Arbeiter höheren Lohn verdienen, und darum auch sicher besser essen und trinken, sich besser kleiden und sogar auch besser wohnen als ihre englischen Schicksalsgenossen.

Die höheren Löhne in Amerika verdanken wir der leichteren Erreichung der Hilfsmittel. Dazu kommt zweitens: das größere Produktionsvermögen der amerikanischen Arbeiter. Wenn die amerikanischen Arbeiter beispielsweise mehr ver-

dienen, als die französischen, so kommt es daher, daß sie mehr arbeiten und mehr fertig bringen. Trotz der Ungerechtigkeit, die in der Welt herrscht, gilt doch der Spruch: Wie die Arbeit, so der Lohn. Es ist allgemein bekannt, daß die amerikanischen Arbeiter, was Energie und Klugheit anbelangt, keinen andern in der Welt nachsehen, deshalb können sie einen höheren Lohn beanspruchen, den sie auch mit Recht bekommen. Mit diesen Gaben, mit dieser unvergleichlichen Bequemlichkeit zu arbeiten, inmitten eines von natürlichen Hilfsmitteln strotzenden Landes, bedarf der amerikanische Arbeiter in der That keines Schutzzolles, um seine Arbeit nach deren Werth bezahlt zu bekommen. Es ist eine der merkwürdigsten Anomalien in dem Sinne der arbeitenden Klassen dieses Landes, daß sie fortwährend dasjenige, was sie allein der Natur und der eigenen Kraft verdanken, als ein Gnadengeschenk der Schützlinge annehmen. Während die letzteren die außergewöhnlich günstige Lage der amerikanischen Arbeiter ihrer weisen inneren Politik zuschreiben, so ist doch zu bemerken, daß die Arbeiter selbst bei hohem Lohne nichts weniger als zufrieden sind. Diese Unzufriedenheit mußte dann ein Räthsel sein. Was, vierzig Prozent mehr Lohn als in England, und doch noch unzufrieden? Das ist unerhört! Aber gerade diese Unzufriedenheit tritt bei näherer Betrachtung. Diese unzufriedene Stimmung ist nicht etwa, wie die Führer der arbeitenden Partei glauben machen wollen, die Ursache von dem Elend unter ihnen. Der amerikanische Arbeiter würde nicht mit dem deutschen, dem französischen, oder ja mit dem englischen Arbeiter tauschen wollen. Er weiß, daß er besser daran ist, aber er weiß auch, und das ist der wahre Grund der Unzufriedenheit, daß er den ihm zukommenden Gewinntheil nicht bekommt, daß mit anderen Worten die Vertheilung der Früchte seiner Arbeit eine unnatürliche und unrechtmäßige ist.

Lokales.

Höre beide Theile! Vor einigen Tagen ging die Nachricht durch die Zeitungen, daß von hiesigen Ärzten eine „zeitgemäße Reform“ der alten Medicinaltaxe vom Jahre 1815 angestrebt werden solle und daß zu diesem Behufe Schritte beim preussischen Kultusminister gethan worden wären. Die Andeutung, daß die alte Taxe mit den modernen Verhältnissen nicht mehr im Einklange stehe, ließ sofort vermuthen, daß die „zeitgemäße Reform“ auf eine wesentliche Erhöhung der Tariffätze, also auf eine Vertheuerung der ärztlichen Praxis für das Publikum hinauslaufe. Man wird nun wahrlich nicht behaupten können, daß die Fortschritte auf medizinischem Gebiete seit dem Jahre 1815 den Ärzten die Ausübung ihres Berufes erschwert hätten, vielmehr wird die gegenwärtige Annahme zutreffen; und was die Höhe der alten Medicinaltaxe betrifft, so giebt es in Berlin recht zahlreiche Ärzte, welche sich bei einiger Geschicklichkeit in ihrem Fach und bei einer mäßig umfangreichen Praxis recht gut gestanden haben und noch stehen. So, wenn uns unser Gedächtniß über diese bereits vor Jahren begonnene Agitation nicht täuscht, so befinden sich unter den Berliner Ärzten auch solche, welche dieser Agitation entschieden abhold sind, weil sie von der Ansicht ausgehen, daß die ärztliche Praxis nicht als ein einträgliches Gewerbe betrachtet werden soll. Was der preussische Justizminister vor Kurzem den Rechtsanwältinnen bemerkt hat, daß nämlich die Advokatur nicht als eine Gelegenheit zu reichem Erwerbe, sondern als ars libera betrachtet werden müsse, das gilt in noch weiterem Sinne von der medizinischen Praxis. Wer eine Rechnung vom Arzt erhält, wird wohl nur selten zu der Ueberzeugung kommen, daß die alte Taxe vom Jahre 1815 zu niedrig sei, und was die Verringerung der wirtschaftlichen Verhältnisse seit 1815

anbetrifft, so ist ein etwaiges Fajit zu Gunsten der Ärzte reichlich ausgeglichen durch die Verbesserung der Verkehrsbedingungen und durch die Fortschritte auf medizinischem Gebiete, die dem Arzte überall bei seiner Thätigkeit zu Statten kommen. Die Medizin soll ebenso wenig, wie eine andere Wissenschaft von ihren Jüngern ausschließlich zum Zwecke des Brodwerbendes betrieben werden und es wäre sehr zu beklagen, wenn aus dem Umstande, daß sich vielleicht gegenwärtig zahlreiche junge Ärzte in größeren Städten niedergelassen haben, wo es ihnen augenblicklich an genügender Praxis gebricht, nun eine Vertheuerung des Arztes-honorars hervorgehen sollte; das wäre das direkte Gegenheil der natürlichen Entwicklung, wonach bei starker Konkurrenz die Preise billiger zu werden pflegen. Das hat bis jetzt die „alte Taxe von 1815“ verhindert. Das Publikum hat auch ein Interesse bei dieser Sache und wird sich sicherlich auf Seite der Ärzte stellen.

Durch das Provinzial-Schulcollegium ist seitens der Minister für Unterrichts- und Medicinalangelegenheiten und des Innern an die städtische Schuldeputation die Weisung ergangen, baldmöglichst Maßregeln zu treffen, welche geeignet seien, die Verbreitung von epidemischen Krankheiten durch die Schulkinder zu verhindern. Nach einem eingehenden Vortrag des Referenten in der gestrigen Sitzung der städtischen Schuldeputation wurde beschlossen, eine Subkommission niederzusetzen, welche möglichst bald darüber in Berathung treten und Bericht erstatten soll.

Markthallen-Angelegenheit. Der Magistrat hält, wie die „Nat.-Ztg.“ berichtet, daran fest, daß die vier im Bau begriffenen großen Markthallen: die Zentral-Markthalle in der Neuen Friedrichstraße und die Markthallen Linden- und Friedr.straße, Zimmer- und Mauerstraße, Dorotheenstraße und Reichstagsufer, am 1. April l. J. eröffnet werden sollen. Es wird dies, da die städtische Hochbauverwaltung mit großer Energie vorgeht, wie der Bau der Zentralhalle zeigt, und da die Markthallen in Eisenkonstruktion ausgeführt werden, möglich sein. In Betreff der inneren Einrichtung werden Besprechungen zwischen Deputirten des Magistrats und des königlichen Polizeipräsidenten, welche den Geschäftsverkehr vereinfachen und abklären sollen, stattfinden.

Mehrere Molkerei-Gesellschaften tragen sich, wie wir erfahren, mit der Absicht, in den neuen Berliner Markthallen ihre gebräugelten Fabrikate in Butter und Käse in eigenen, permanent gemieteten Verkaufsstellen dem konsumierenden Publikum direkt zu soliden Preisen zu verkaufen. Der Preis der Butter pro Kilo, also für zwei Pfund, soll im Sommer 2 M., im Winter 2 M. 60 Pf. betragen. Mit dieser anerkennenswerthen Einrichtung würde dem willkürlichen „Preiemachen“ der jetzt die Wochenmärkte beziehenden Landleute endlich entgegengetreten werden.

Ueber das Vorkriegs-Maschinenbau-Etablissement am Craniener Thor brachten verschiedene Zeitungen gestern die übereinstimmende Nachricht, daß dieses Etablissement nach im Laufe dieses Jahres nach dem Noabiter Werl hinausverlegt würde und auf dem Terrain an der Chaussee- und Uffersstraße- Ecke Wohnhäuser errichtet werden sollen. Bei der großen Tragweite dieser Notiz hat das „B. Z.“ es für angezeigt gehalten, bei dem Kuratorium der Vorkriegs-Erben dieserhalb Erkundigung einzuziehen, und kann auf Grund der ertheilten Auskunft versichern, daß obige Nachricht vollständig aus der Luft gegriffen ist. Die Vorkriegs-Fabrik ist vielmehr durch eine Reihe bindender Aufträge auf Jahre hinaus vollaus beschäftigt und würde diesen geschäftlichen Verpflichtungen nicht nachkommen können, wenn sie die Schließung des Etablissements am Craniener Thor bewirken würde.

Abwechslung muß sein. Bei der Neuregulierung des Straßensystems in dem Theil der Königsstraße von der Kurfürstenbrücke bis zur Poststraße hat man es für gut befunden, von der Brücke bis zum Hause Königsstraße 3 bezw. 6

Die amerikanische Erbin

Aus „Truth.“

(Schluß.)

Lady Francis war die folgende Woche hindurch in größter Aufregung. „Denke dir nur, liebe Alara,“ sprach sie zu ihrer Freundin, „ein hübsches Mädchen mit fünfshunderttausend Pfund.“

„Amerikanerinnen sind jetzt sehr gesucht,“ entgegnete Alara, „die Männer sind ganz toll nach ihnen.“

„Das Gesicht der Lady nahm eine ernste Miene an. „Wir müssen dafür sorgen,“ sagte sie, „daß Jack die Gelegenheit nicht entgeht. Es wäre entsetzlich, wenn andere Männer ihm den Rang abliefen.“

„Das Beste wird sein, das Gerücht in Umlauf zu bringen, daß sie verlobt.“

„Du kannst das übernehmen, liebe Alara.“

„Gewiß, Du mußt sie aber bewirthen und Dich um sie bemühen. Die Amerikaner lieben es, in unsere Kreise eingeführt zu werden.“

„Es wird freilich viel Geld kosten, aber es bleibt mir nichts anderes übrig,“ seufzte Lady Francis.

Die Browns kamen nach London und stiegen in Langhams Hotel ab. Lady Francis machte ihnen sofort nach der Ankunft ihren Besuch. Sie war von Katie entzückt und sagte ihrer Freundin Alara, daß, abgesehen von dem amerikanischen Accent, sie gerade so viel Schick besäße, als jede andere. „Sie sind so originell und komisch. Denke Dir, sie nennen ihren Vater Onkel Sam.“

„Sie werden sich an unsere Lebensweise bald genug gewöhnen. Denke doch nur an Lady Milton. Wer sollte die wohl für eine Amerikanerin halten?“

„Das ist wahr. Ich versichere Dir, Katie wird Aufsehen machen. Sie ist in der That sehr hübsch und anmüthig und voller Leben.“

„Ist sie wirklich so hübsch, so wird Jack vorsichtig sein müssen, und Du thatest besser, sie nicht jedem vorzustellen, bis alles abgemacht ist.“

„Das habe ich ihm auch gesagt, aber er wollte nicht auf mich hören. Er meint, wir müßten ihnen nächsten Donnerstag ein Diner geben, alle unsere gesellschaftlichen Kreise aufordern, bei ihnen Besuch zu machen, und nächste Woche einen Ball veranstalten.“

„Ich halte das nicht für gerathen,“ sagte Alara ernst. „Vielleicht nicht, aber was kann ich thun? Jack ist so eigenkinnig, und ich glaube wirklich, es ist ihm diesmal Ernst.“

Lady Francis führte die Hälfte ihrer Verwandten bei den Browns ein. Das Diner war natürlich ausgefucht und die Gäste waren wohl gewählt. Zwei Lords und ein Herzog mit ihren Frauen waren gegenwärtig, und da keine jungen Männer anwesend waren, so hatte Jack Fräulein Katie ganz für sich. Samuel Brown fühlte sich in Gegenwart des alten Adels durchaus nicht gedrückt. Er war ein kluger Mann, der die menschliche Natur studiert und das Leben nach den verschiedensten Seiten hin kennen gelernt hatte; seine Erzählungen

über Amerika waren höchst anziehend. Er beschrieb seine Erfahrungen des kalifornischen Lebens in den alten Tagen des Goldsuchens und der abenteuerlichen Speculationen höchst anschaulich, und seine vornehmen Zuhörer, die nie zuvor einem ähnlichen Charakter begegnet waren, hörten seine Anekdoten mit gespannter Aufmerksamkeit an.

Am nächsten Tage, als Lady Francis das Diner mit ihrer alten Freundin besprach, sagte sie:

„Denke Dir nur, die Herzogin sprach sich sehr anerkennend über sie aus.“

„So wird ihre Stellung gesichert sein.“

„Lord Oldin wünscht die ältere Schwester für seinen Sohn zu gewinnen. Da bahnen sich also höchst angenehme Verhältnisse an.“

„Wann wird denn aber Jack um sie anhalten?“

„Das weiß ich nicht. Vielleicht auf dem Ball. Ich wünschte, es wäre erst alles abgemacht, denn die Sache wird sehr kostspielig, wenn sie sich fortspielt, und ich kann es nicht lange aushalten.“

Die Sache war allerdings sehr kostspielig, denn Jack ließ seine Mutter alles bezahlen, und er und Henry Smith, Lord Oldins zweiter Sohn, machten eine angenehme Zeit durch.

Der Ball war sehr gelungen und Katie Brown machte förmliches Aufsehen. Jack war gegen sie äußerst aufmerksam und sie tanzte sechsomal mit ihm. Dennoch ließ er, zum großen Kummer seiner Mutter, die Gelegenheit ungenutzt vorbeiziehen und erklärte sich nicht.

Jack und die Browns flogen in das frühere anmüthige böhemische Leben zurück. Einen Tag fuhren sie nach Windsor, den nächsten zu den Wettrennen nach Hampton Court oder Sandown. Lady Francis war darüber besorgt und fast entsetzt, denn Samuel Brown ließ den Mädchen alle Freiheit und begleitete sie nur selten.

„Ich meine,“ pflegte er zu sagen, „junge Leute sind gern unter sich, gerade wie Sie und ich, Lady Francis, es vor langer Zeit auch liebten.“

„Ja, aber bei uns ist das nicht Gebrauch.“

„Ich halte die englischen Mädchen nicht für halb so schlimm wie Sie glauben. Warum schenken Sie ihnen nicht ein bißchen mehr Vertrauen?“

Sie war um eine Antwort verlegen, und murmelte etwas über gesellschaftliche Regeln.

„Alles künstlich, Lady Francis, alles Schwindel. Leider ist es so. Die Gesellschaft verdirbt sie alle. Wissen Sie wohl, Ihr Herzog von Neulich wäre gar kein unebener Mann, wenn er nicht ein Herzog wäre, und Lord Oldin hat einen so guten Kopf wie irgend einer in den Staaten. Sie selbst sind ebenfalls eine ganz geschickte Dame. Sie gefallen mir und Ihr Adel gleichfalls — wenn er aufhört.“

Lady Francis konnte Samuel Brown nicht ganz verstehen, ja er wurde ihr je länger je mehr überhaupt immer unverständlich. Er besuchte sie zu ganz ungewöhnlichen Stunden, und führte zu seiner Entschuldigung an, die Mädchen „wären mit den Jungen davon gegangen“ und er fühle sich einsam.

„Ich glaube wahrhaftig,“ sagte Lady Francis schauernd

zu ihrer Freundin Alara, „ich glaube wahrhaftig, der entsetzliche Mensch macht mir den Hof.“

„Du lieber Himmel, wie schrecklich! Es wird das ganze Spiel verderben, wenn Du ihn ausschlagen mußt.“

Jetzt waren Samuel Brown und die Fräulein schon Verlobten geworden. Jeder konnte oder hatte von den reichen amerikanischen Erbinnen gehört, aber Jack Trimston schien dem Ehebunde noch um keinen Schritt näher zu sein. Lady Francis war in Verzweiflung. „Sie werden mich zu Grunde richten,“ seufzte sie, „denn bereits habe ich mein Konto bei der Bank überschritten.“

„Es wird sich alles machen, Mutter, wenn ich Katie heirathe. Der alte Samuel wird mit den Dollars „herausrücken“, wie er es nennt,“ sagte Jack lachend.

„Ich wollte, du erklärtest dich sofort. Wir können in dieser verschwenderischen Weise nicht weiter leben. Ich bin faktisch zu Grunde gerichtet.“

„Denke doch nur, eine halbe Million Pfund, Mutter. Du kannst so viel haben als Du willst, wenn sie erst mein ist.“

Die Dinge drängten auch anderwärts zur Entscheidung. Jedermann sprach von Jack und der Erbin und wunderte sich, weshalb die Verlobung so geheim gehalten würde, „denn,“ sagte man, „sie müssen verlobt sein, sonst könnten sie so nicht leben.“ Nach und nach kam man auch dazu, den Namen Samuel Browns mit dem der Lady Francis zusammenzubringen.

„Denke dir nur, die alte Kaye läßt sich mit dem reichen Wilden ein,“ sagte ihre treue Freundin, Lady Oldin, zu ihrem Gatten.

„Er besitzt eine Million Pfund,“ entgegnete dieser trocken, „und Lady Francis ist nicht reich.“

Endlich kam die Krisis. Lady Francis erhielt einen Brief von ihrem Banquier, in welchem er ihr anzeigte, daß er ihre Anweisungen nicht länger honoriren könne. Nichts somit konnte sie retten, als Jacks sofortige Verlobung.

Als er nach Hause kam, eröffnete ihm die gnädige Frau Mutter die überraschende Nachricht.

„Ich will morgen um sie anhalten“, bemerkte er, „vielleicht aber wäre es besser, ich schreibe vorher an den alten Herrn und verabrede mit ihm eine Zusammenkunft, daß ich ihn sondiren kann.“

Er setzte daher folgendes Schreiben auf:

Geehrter Herr!

Können Sie mich morgen um elf Uhr Vormittags bei Langhams empfangen? Ich wünsche mit Ihnen über eine zarte Angelegenheit zu sprechen und hoffe Sie allein zu finden.

Bitte grüßen Sie Ihre Fräulein Töchter und sein Sie versichert, daß ich hochachtungsvoll bin

Ihr ergebenster

„Da, Mutter!“ sagte er. „Der Würfel ist geworfen. Der morgende Tag wird mein Schicksal entscheiden.“

Am andern Morgen sah er mit Lady Francis beim Frühstück, als ein Diener ihm einen Brief einhändigte. Er las ihn

Wiener, von da ab aber Asphaltpflaster zu legen. Da nun der Wagenverkehr in der Königsstraße nicht nur am Tage, sondern auch in der Nacht ein sehr starker ist, so verursacht das Fahren der Wagen von dem Asphalt auf das Steinpflaster ununterbrochen ein Geräusch, welches die Anwohner in fortwährender Aufregung erhält. Wie wir hören, soll zur Abhilfe dieses Missetandes der Magistrat ersucht werden, das Wienerpflaster entweder bis zur Poststraße, oder aber das Asphaltpflaster bis zur Kurfürstenbrücke zu legen, da für die Dauer der plötzliche Uebergang von Asphalt auf Steinpflaster direkt vor bewohnten Häusern und in belebter Geschäftsgegend gar nicht zu ertragen ist.

7. Neuer Segen des Asphaltpflasters. Auch der Promenadenweg unter den Linden hat bei den gegenwärtigen allgemeinen Straßentemperaturen einen neuen Ueberzug in der Gestalt einer gelben Kiesdecke erhalten, nachdem man die Vertiefungen an einzelnen Stellen dieses Weges durch Aufschüttungen ausgeglichen hatte. Neben demselben nimmt sich nun der graue und fast bodenlose Reitweg wenig geschmackvoll aus, und wer sich auf einer der Promenadenbänke längs demselben niederlegt hat außer anderen Genüssen auch noch den, von den Hölzern daher galoppierenden Pferde unserer Sportsleute über und über mit dem Sand des Reitweges beworfen zu werden. Für manche Leute muß das ein ganz besonderer Genuß sein, denn sie sitzen unerschütterlich stundenlang auf solchem Plage und schütten nur von Zeit zu Zeit den Sand von ihren Kleidern. Auch ein hauptsächlich Vergnügen.

8. Eine Windhose wurde am Sonnabend Nachmittag an der Brenzlauer Chaussee, dicht hinter dem Wasserthurm beobachtet. In einer Breite von ca. 22 Meter wirbelte sämtlicher Staub, Papierstücke und dergleichen spiralförmig zu einer wohl 30 Meter hohen Säule empor, die sich 200 Schritte weit bis an die nächste Häusergruppe fortwälzte. Mit Behemung nahm der Wirbel Alles mit sich; Kinder wurden umgeworfen, und Frauen, mit dem Aufhängen von Wäsche beschäftigt, um ihre eigene Nase gedreht.

9. Um sich ein kleines Geldgeschenk zu verdienen, treiben damit kleinere Burschen auf den um Berlin gelegenen Chausseen ein waghalsiges Spiel, daß sie neben Equipagen und Krensen herlaufen und sich, das sog. Rad schlagen ausführend, fortwährend überschlagen. Beispielsweise hatte man auf der Chaussee nach Treptow am Sonntag Gelegenheit, mehrere dieser Jungen zu sehen, welche auf die gedachte Weise ihr Leben resp. ihre Gesundheit aufs Spiel setzten. Einer dieser Jungen war beim Rad schlagen umgefallen und kam direkt vor eine daher fahrende Equipage zu liegen, deren Kutscher die Pferde zum Glück noch parieren konnte, bevor das Fuhrwerk über den Jungen hinwegging. „Vielleicht begegnet man dadurch Unglücksfällen, daß auf den Chausseen ab und zu Gondarnen stationiert werden, welche speziell mit der Verhütung dieses Unwesens betraut werden,“ bemerkt ein Berichterstatter hierzu; besser wäre es freilich, wenn auch die ärmeren und ärmsten Klassen, denen diese unglücklichen Kinder doch ausschließlich angehören, so gestellt würden, daß derartige „Anstalten“, in denen wir jedoch häufig nur den bittersten Ernst des Lebens erblicken können, ganz von selbst wegfallen würden.

10. Von den beiden schwarzen Schwänen, die wie kürzlich gemeldet, Herrn Carl Hagenbeck entflohen sind, scheint der eine ein recht trauriges Ende genommen zu haben. Nach einer aus Schöden bei Rathenow hierher gelangten Nachricht ist von dem dortigen Brauereibesitzer Czopmann auf seiner Seejagd ein großer schwarzer, ihm gänzlich fremder Vogel erschossen worden. Um festzustellen, ob dieser Vogel mit einem der Entflohenen identisch ist, soll derselbe nach hier geschickt werden.

11. Schwindlerin. Eine ungefähr 16 bis 18 Jahr alte Frauensperson mit schwarzen glatt gekämmten Haaren betrat gestern Vormittag gegen 10½ Uhr den Geschäftsladen des Kaufmanns B. in der Andreasstraße und forderte ein halbes Pfund Butter, 3 Stück Seife und 8 Eier. Als ihr die Waaren verabfolgt waren und Zahlung verlangt wurde, erklärte das Mädchen, daß sie bereits ein Zweimarkstück auf den Ladentisch gelegt hätte und noch einige Groschen herausbekomme. Da Kaufmann B. bestimmt wußte, daß dies nicht der Fall gewesen war, so jagte er dem Mädchen auf den Kopf zu, daß sie eine Schwindlerin sei. Das Mädchen ergriff eilig die Flucht, eine Tasche zurücklassend, in welcher verschiedene Materialwaaren, sowie Fleisch und Kuchen enthalten waren. Da auf den Umschlägen dieser Waaren verschiedene Firmen bezeichnet sind, so ist mit Bestimmtheit anzunehmen, daß die entkommene Person diese Waaren in der beschriebenen Weise erschwindelt hat.

ruhig durch und gab ihn dann nach einigem Zögern seiner Mutter. Der Brief lautete:

Geehrter Herr!
Ich werde mich freuen, Sie um elf Uhr bei mir zu sehen. Wie aber die zarte Angelegenheit, die Sie andeuten, im Zusammenhang steht mit den albernem Gerüchten, die meinen Namen mit dem Ihrer Frau Mutter zusammenbringen, so glaube ich kaum, daß Ihr Besuch nötig sein wird, da ich so glücklich bin, Ihnen sagen zu können, daß meine Frau noch am Leben ist. Ihr Vaterland ist wirklich seltsam. Weil Ihre gute Frau Mutter einen freundlichen Antheil an mir nahm, verbreiten Ihre Freunde sofort das Gerücht, sie würde Frau Brown werden. Ihr Benehmen gegen mich hat eine solche Annahme nicht gerechtfertigt und ich drücke ihr durch Sie mein aufrichtiges Mißgefühl darüber aus, daß ihr räthselhaftes Betragen so hat können mißverstanden werden. Ich bin hochachtungsvoll

Ihr ergebener
Samuel Brown.

Nachschrift. Sie lassen meine Töchter grüßen. Sie sind in Boston auf der Schule. Sie meinen vermutlich meine Achten Mary und Kate. Die armen Mädchen. Es wird Ihnen schwer werden nach aller Freundschaft, die Sie Ihnen hier erwiesen haben, sich in Ihre Lage als Erzieherinnen zu finden.

Der lenkbare Luftballon.

Paris, im August.

Am neunten August dieses Jahres stieg aus dem Umkreise des militärischen Luftschiffahrts-Instituts in Mondon bei Paris ein Ballon empor, der einer Riesencigarre glich. Das Wetter war still und freundlich. Der Ballon erhob sich majestätisch über die Waldungen der Gegend und nahm seine Richtung gegen die Gremilage von Villebon. Hier sahen die Spaziergänger mit höchstem Entzücken das Luftschiff einen lübnen Halbkreis beschreiben und nach dem Punkte seiner Abfahrt zurückkehren. Ein Offizier, der das Steuer lenkte, schwang eine Fahne. Dies war eben das Signal zur Rückfahrt. Ein anderer Offizier mandirte, um den Ballon stetig in einer Höhe von etwa fünfzig Metern zu erhalten. Als die beiden Luftschiffahrer dem Ausgangspunkte nahe kamen, fiel der Ballon allmählich, nahm eine schräge Richtung an, machte einen Rud nach vorne, einen Rud nach hinten und landete. Diese Fahrt und dieser neunte August waren es, von denen der Gelehrte Herr Mangon zehn Tage später in der Pariser Akademie der Wissenschaften sagte, daß sie ein ewig denkwürdiges Datum bilden würden, und daß der Ruhm des Tages zwei französischen Offizieren gebühre, auf welche die Armee mit Recht stolz sein dürfe. Die beiden Offiziere sind der Direktor des militärischen Luftschiffahrts-Instituts, Hauptmann Renard und der Vizirektor, Hauptmann Krebs.

In der gelehrten Gesellschaft der Akademiker wurde es also lähn und feierlich ausgesprochen, daß das Problem der Lenkbarkeit des Luftballons gelöst sei. Herr Hervé Mangon

N. In größter Lebensgefahr schwebte heute Vormittag 11 Uhr der sechsjährige Knabe Walter Kühle, Breitenstraße 29 wohnend, dadurch, daß er beim Ausfischen von Pferdeabfalls in derselben Straße unter einen Destillationswagen gerieth. Ehe es dem Kutscher möglich war, die Pferde anzuhalten, wurde der Knabe über den linken Fuß gefahren und mußte sofort in ärztliche Behandlung gegeben werden.

N. **Reliquosjirt.** Der am Montag Abend am Götlicher Ufer von seinem mit Steinen beladenen Wagen überfahrene und in Folge der erhaltenen schweren inneren Verletzungen sofort verstorbenen Kutscher ist gestern Nachmittag im Obduktionshause von seiner Frau als der in der Staligerstraße gewohnt habende Kutscher Bule relquosjirt worden.

Gerichts-Zeitung.

Dublin, 24. August. Gestern wurden die Verhandlungen gegen die der widernatürlichen Verbrechen angeklagten Cornwall und Genossen von Abschluß gebracht. Der Quäker und Weinlaufmann, James Pillar, ein 70-jähriger Greis, der sich schuldig bekannte, wurde zu 20 Jahren Zuchthaus verurtheilt. Der frühere Sekretär des irischen Postamts, Cornwall, der vorigen Mittwoch von der Hauptanfrage freigesprochen worden, wurde sammt dem Kapitän Kirwan nochmals vor die Geschworenen gestellt. Die Jury vermochte sich aber nicht über ein Verdikt zu einigen, infolge dessen die beiden Angeklagten bis zu den nächsten Assisen zurückgestellt, aber gegen hohe Kaution auf freien Fuß gesetzt wurden. Der Cr-Delektionsinspektor French wurde beauftragt, Ermittlung seines Geisteszustandes ebenfalls bis zur nächsten Schwurgerichtsperiode zurückgestellt.

Vermischtes.

Hamburg, 26. August. Zum Kapitel der Lustmorde berichten die „Hamb. Nachr.“ vom 25. August: In unserer Nachbarstadt Wandsbeck ist gestern Abend spät ein furchtbares Verbrechen verübt worden. Der Thäterbestand ist folgender: Gestern Abend gegen 11¼ Uhr hörte man in der Nähe des Hotels Marienhof in Wandsbeck ein markdardringendes Geschrei, welches von einem Frauenszimmer herzuführen schien. Beamte und Privatpersonen durchsuchten hierauf sofort die Gegend und fanden in dem Gehölz bei der Goethestraße ein Frauenszimmer in entsetzlichem Zustande vor. Der Unglücklichen war der Leib bis zur Brusthöhe aufgeschlitzt und die Eingeweide waren herausgequollen. Die Person, eine Witwe Namens Anna Katharina Maria Koops, wohnhaft in der Peterstraße Nr. 21 bei Schüder, war trotz der furchtbaren Verletzungen in der Lage, angeblich zu können, daß sie mit der Händlerfrau Marie Ehlers, geb. Terzhinska, wohnhaft in Hamm, Vorstelmannsweg 170 in Hinterhause, zusammen in Reinher's Tioli gewesen und von einem Manne nach jener einsamen Stelle hingelockt worden sei. Bald darauf wurde denn auch die Ehlers in dem nahe dem Gehölz gelegenen Ebers'schen Garten ohnmächtig aufgefunden. Dieselbe hatte Schmitte im Halse; indeß scheint hier dem Mordgehilfen die Kraft versagt zu haben, indem die Schmitte nicht sehr tief waren. Beide Frauenszimmer wurden sofort in das städtische Krankenhaus gebracht. Die Koops hatte nach ärztlichem Befunde mehrere tiefe Kreuz- und Querschnitte im Unterleibe. Der Zustand der Koops ist denn auch ein hoffnungsloser, wogegen die Ehlers bereits morgen wieder aus dem Krankenhaus entlassen werden dürfte. Nach den Aussagen beider Frauenszimmer ist nicht daran zu zweifeln, daß hier ein Lustmordversuch vorliegt. Auch daß die That von einem und demselben Menschen ausgeführt ist, geht aus dem Umstand hervor, daß beide Opfer den Thäter gleich bezeichnen. Hiernach ist derselbe ein Mann von etwa 40 Jahren. Seine Sprache war plattdeutsch nach hamburgischem Dialekt. Die Wandsbecker und Hamburger Polizei hat Nachforschungen nach allen Richtungen angestellt, um des Thäters habhaft zu werden. Nach Meinung der beiden Frauen ist derselbe ein Schlächter. Fast unerklärlich erscheint es, daß die Mordthat, welche doch geraume Zeit ersorderte, während des lebhaften Verkehrs gelegentlich des gestern staugefundenen Pferdes, Kram- und Viehmarktes in Wandsbeck ausgeführt werden konnte, ohne daß Jemand sogleich das Schreien des mißhandelten Frauensimmers vernahm. Nächstmöglich wurde dasselbe von dem Fabrikantstrubel überhört. Begreiflicherweise herrscht in Wandsbeck in Folge der ruchlosen That eine allgemeine Aufregung.

betont es ausdrücklich, daß die Stationen jener Luftfahrt, Ziel- und Landungspunkt vorher bestimmt gewesen und genau nach festgestelltem Programm erreicht worden wären. Es ist selbstverständlich, daß Hauptmann Renard sein großes Geheimniß wahr und auch Herr Mangon war nicht in der Lage, der Akademie mit positiven Daten aufzuwarten. Er konstatierte nur das in der That erstaunliche Faktum dieser wenn auch kurzen — dreiwanzig Minuten dauernden — aber immerhin doch gewissermaßen fahrlanmäßigen Expedition und entwarf eine Schilderung des neuartigen Luftballons, der, wie bereits erwähnt, einer Riesencigarre gleich und mit Steuer und Schraube und einem elektrischen Motor versehen ist. Die spezielle Behandlung des Lenkapparates bleibt nun natürlich vorderhand Geheimniß. Die große Schwierigkeit der Konstruktion bestand eben darin, einen entsprechend leichten und doch gleichzeitig hinlänglich kräftigen Motor zu schaffen. Der Motor dieses Luftballons ist aus einer Serie von Akkumulatoren hergestellt, welche während mehrerer Stunden zehn Pferdekraft liefern und die Schraube in Bewegung setzen. Der Ballon ist aus widerstandsfähigem dichten Taffet gefertigt und mit einem Rege überzogen, welches die Gondel und die Schraube trägt. Das ist das Bild des neuen Luftballons, über welchen der Gelehrte noch berichtet, daß, sobald die beiden Luftschiffer sich zum Aufstiege angeschickt hatten und die Schraube durch eine rotirende Bewegung in Gang gebracht war, der Ballon nach dem von vornherein fixierten Punkte, der Gremilage von Villebon, seine Richtung nahm. Der Wind wehte in diesem Augenblicke von Westen mit einer Schnelligkeit von fünf Meter die Sekunde, aber der Ballon schwamm im Aeher gegen die Luftströmung, beschrieb dann, am Ziele angelangt, gravitativ ein imponenten Halbkreis und bewegte sich gemächlich nach seinem Ausgangspunkte in Mondon wieder zurück.

Dies ist dem Rapport des Akademikers zu entnehmen. Man hat sich kaum noch von der Herrlichkeit befreit lassen, den merkwürdigen Triumph förmlich im Namen der Wissenschaft verkündet zu hören, als auch schon der Sektizismus mit rauher Hand anpökt. Denn auf keinem anderen Gebiete des Nachdenkens und Unternehmens haben Abenteuerlichkeiten und Thorheit ihrerseits solche Triumphe gefeiert, wie eben in den Versuchen, den Luftballon lenkbar zu machen. Es scheint freilich, als ob heutzutage angeht die der mächtigen neuen Wissenschaft, genannt Elektrizität, welche vielleicht berufen ist, noch unserm Jahrhundert ihren Stempel voll und ganz aufzudrücken, jede Unmöglichkeit und jede Unwahrscheinlichkeit zu schwinden anfangen. Herr Clemenceau, der bedeutende Politiker, der, wenn er gerade im Parlament dem Kabinet keine Opposition zu machen hat, ein eben so bedeutender Kunstkenner und Amateur ist, besitzt eine prächtige Sammlung von Papieren, die mit Abbildungen aus dem Erfindungsbereich der Luftschiffahrt geschmückt sind. In einer kleinen Frühstückgesellschaft, welcher er dieser Tage mit richtigem Liebhabereifer die interessante Kollektion zeigte, rief ihm eine der hervorragendsten Autoritäten auf dem Gebiete der Elektrizität, Herr Dr. Kornelius Herz, der Chefredakteur des ausgezeichneten Journals „La Lumière Electrique“, Regesgemäß zu: „Nun können Sie sich auch gleich einen neuen Joyce-

Ein auf offener See wahnsinnig gewordener Schiffskapitän. Man schreibt aus Bremen amerikanischen Blättern: „Das deutsche Schiff „Margarethe“, Kapitän Hilmer, welches von Newyork mit einer Ladung Kohöl am 2. Juni absegelte und in Bremerhafen am 11. Juli anlangte, hatte ein graufiges Reiseergebnis zu verzeichnen. Die Mannschaft, welche aus dem ersten Mate, F. Wiggers, dem zweiten Mate, V. Fischer, zwei Matrosen und einem Schiffsjungen bestand, bemerkte sogleich nach der Abfahrt von Newyork, daß der Kapitän an beständigem Unwohlsein litt. Er hatte seiner Aussage nach andauernde Unterleibschmerzen, schlief nicht, nahm wenig Nahrung zu sich und zeigte auch im Uebrigen ein auffälliges Benehmen. Das gigte so bis zum 13. Juni; dann wurde der Kapitän immer unruhiger, suchte nach angeblichen Matrosen, die ihm nach dem Leben trachteten, und sprach oft allerlei Dinge durcheinander. Am 14. war er wieder anscheinend ganz vernünftig; er machte seine Beobachtungen und Berechnungen und gab geordnete Befehle. Als gegen Abend F. Wiggers auf dem Vorderdeck stand, fragte ihn der Kapitän plötzlich, was die ganze Mannschaft auf dem Halb-Deck suchte. Der Steuermann versicherte ihm, daß Niemand dort wäre, doch der Kapitän bestritt dies eifrig und sagte, er wisse, daß die Mannschaft ihn über Bord werfen wolle. Wiggers verließ ihn dann und legte sich gegen 8 Uhr zu Bett. Nach kaum einer Stunde aber ward er durch einen Schuß, dem ein Schrei folgte, aufgeschreckt. Er eilte aus seiner Kabine und traf auf den stöhnenden Schiffsjungen Bertjen, welcher ihm mittheilte, daß der Kapitän ihn gerufen und dann auf ihn mit dem Revolver gefeuert hätte. Wiggers stürzte zur Kapitän's-Kajüte, aber sowie er sie öffnete, zielte der Kapitän mit dem Revolver auf ihn und drohte ihn niederzuschießen, falls er eintrete. Wiggers schloß darauf die Thüre, öffnete sie aber nach einer Weile vorsichtig und sah nun zu seinem Entsetzen, daß aus einer Oede der Kajüte helle Flammen mit viel Qualm untermischt herausschlügen. Er eilte schnell auf Deck, alarmirte die Mannschaft, begab sich mit ihr, nachdem man ein paar Matrasen als Schilde gegen die Kugeln mitgenommen, zur Kajüte. Dort sah man den Kapitän im Begriff, aus einer Flasche Petroleum in die Flamme zu gießen. Wiggers sprang auf ihn zu, umklammerte ihn und warf ihn aufs Bett. Dem Kapitän gelang es jedoch, seine Hand mit dem Revolver frei zu bekommen, und eine Kugel lautete dicht an des Steuermanns Kopf vorbei. Derselbe floh jetzt in seine eigene Kajüte, der Kapitän stürzte ihm mit dem gespannten Revolver nach. Zweimal feuerte er noch auf ihn, und nur die schnell verthlossene Thüre rettete Wiggers. Als er von dem Kapitän nicht mehr hörte, schlich er sich wieder zum Feuer und machte Löschversuche. Plötzlich hörte er wieder einen grellen Schrei auf Deck, er rannte nach oben und erfuhr, daß der Kapitän den Mann am Steuer mit dem Revolver verjagt hatte. Das Schiff war in größter Gefahr. Wiggers sprang zum Rade und richtete es wieder; von dem Kapitän sah er nichts mehr; nach einiger Zeit bekam er die Meldung, daß das Feuer fast gelöscht sei. Inzwischen war ein schweres Unwetter herauf gezogen, welches die ganze Nacht mit größter Heftigkeit tobte. Am Morgen fand man an der äußeren Schiffswand Blutspuren, und es wurde dadurch die Voraussetzung bestätigt, daß der wahnsinnige Kapitän über Bord gestürzt sei.

Zeitungs-Anzeigen. Ich fordere den Tagelöhner Seis auf, seinen Aufenthaltsort anzuzeigen, um ihn wegen der Theilnahme seiner verstorbenen Mutter zu verhandeln. — Ein Viehhändler ist wegen Altersschwäche zu vermiehen. — Fünf Thaler Belohnung Demjenigen, der mir den Verbleib meines am 24. ds. Mts. abhanden gekommenen Hundes so anzeigt, daß ich denselben gerichtlich belangen kann. — Vom 1. Juli ab wohne ich mir gegenüber und bitte auch da um gütigen Zuspruch. — Ein englischer Hühnerhund ist wegen Eintritt zum Militär zu verkaufen. — Auf meinem Gute ist die herrschaftliche Küche zu verpachten. — Ein zahlreicher, aus neun Köpfen bestehender Familienvater bittet edle Menschenfreunde um milde Gaben. — Stiefeln aus Damensleder fertigt billigt A. K., Schuhmachermeister.

Der toll gewordene Scheerenschleifer. In einem kleinen Orte Thüringens hatte man bisher noch kein Velociped gesehen. In den letzten Tagen fuhr der erste Velocipedist durch den Ort. Ein kleiner Bube wurde durch diese neue Erscheinung so erichret, daß er sich zu seiner Mutter flüchtete und rief: „Mutter, Mutter, es ist e Schürschleifer (Scheerenschleifer) wüthig wor'n!“

Zeller, mit der Abbildung eines lenkbaren Luftballons dazu befehlen.“ So tief wurzelt die Ueberzeugung von der Macht der Elektrizität und der modernen Forschungen auf diesem Gebiete, die uns schon mit ihren ersten Entwicklungsschritten durch die wunderbarsten Resultate gewöhnt haben, Mißtrauen und Unglauben fahren zu lassen.

Was nun speziell unser Thema betrifft, so sei bemerkt, daß Hauptmann Renard kein Phantast ist. Dieser Offizier ist einer der ingeniossten, ruhig denkenden Köpfe, ein Mann von Intelligenz, Bildung, Energie und Ausdauer, der schon durch frühere namhafte Experimente auf dem Felde der Luftschiffahrt und durch eine Reihe militärisch-praktischer Leistungen in diesem seinem Lieblingsfache die höchsten Hoffnungen erweckt hat. Er selbst scheint seiner Sache gewiß zu sein; einem journalistischen Interviewer, der ihn fragte, ob er das Problem der Luftschiffahrt als absolut gelöst betrachte, antwortete er: „Ja wohl! Wir sind jetzt Herr des Luftballons. Das Gasse ist nur mehr eine Geld- und Zeitfrage, und wir dürfen hoffen, daß man uns die nötigen Kredite gewähren wird. Einer unserer Apparate bedarf nur noch weniger Monate, um vollständig konstruirt zu sein, und wenn man vor den Auslagen nicht zurückschreckt, die im Grunde ziemlich beträchtlich sind, so können wir eine Luftarmee haben, die uns im Kriegsfall die größten Dienste zu leisten geeignet wäre. Wir könnten es, dank der neuen lenkbaren Luftballons, dahin bringen, ein regelmäßiges Verkehrs-System zu etabliren. Wie viele Ballons mit werthvollen Korrespondenzen sind während der Belagerung von 1870 von Paris aufgestiegen? Wie aber auch wieder zurückkehren? Nun wären wir so weit, selbst auf eine Entfernung von zwischen Paris und Bordeaux, und gleichviel welchen Punkten, immer einen Dienst ebenso leicht einzurichten wie mittelst der Schienenwege. Doch das ist noch nicht Alles. Unsere Ballons können auch sehr gefährliche Kriegsmaschinen werden. Einer der größten Vortheile der Luftschiffahrt besteht darin, daß, je größer ein Ballon ist, er desto größere Dienste leisten kann. Es hindert jetzt nichts mehr daran, Ballons zu konstruiren, welche mehr als hundert Soldaten befördern könnten.“ Man glaubt zu träumen, wenn man diese Behauptungen vernimmt, und dennoch wird Hauptmann Renard als ein Mensch gerühmt, der durch männlichen, wie durch wissenschaftlichen Ernst sich gleich auszeichnet und dem eitle Unbeständigkeit fremd ist. Der Charakter seiner Experimente schließt leider die Offenheit der Ober. Man glaubt indessen, daß bei einer seiner nächsten Fahrten Delegirte der Akademie von dem Kriegsministerium werden zugelassen werden. Unbesungen und autoritär wird von dann die Wissenschaft wenigstens so viel zu sagen vermögen, ob schon mehr als das Prinzip gefunden, ob zwischen Theorie und Praxis noch eine weite Strecke zurückzulegen ist. Denn schon erheben sich gegnerische Stimmen, welche den Beifall der neuen Erfindung nicht gelten lassen wollen. Victor Hugo, der Poet, ist freilich anderer Meinung. Der Schluß seiner Begeisterung kennt keinen Zweifel, und in einem enthuftischen Gedichte, betitelt: „La direction des ballons“, das sein Organ, der „Rapport“, veröffentlicht, preist er das menschliche Genie, welches „den Himmel erklimmt“.

(N. Br. Tabl.)